# Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von
**Werner Sombart:** Kulturphilosophie / **Richard Strauß:** Musik / **Georg Brandes:** Literatur
**Richard Muther:** Kunst / unter Mitwirkung von **Hugo von Hofmannsthal:** Lyrik.

**Nummer 1** Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **3. Januar 1908**

## Der Proceß. Prolegomena.

Kaum mahnt ein Zeichen an des Winters strenge Herrschaft. Statt über die im Schneekleid unterm kaltklaren Himmel ruhende Erde, quält sich des Wandrers Auge durch den trostlos trüben Raum, irrt freudlos über das öde Feld, wagt, steter Enttäuschung satt, kaum mehr einen Blick zum ewig verhängten Himmel. So war der Advent, die Weihnacht so. Und die heilige Zeit der langen Nächte, die zu unsern Vätern mit hundert Stimmen und Symbolen sprach, hemmt diesmal in unserm Herzen jede freudige Regung. Fern sind uns die alten Götter, kein Baum, kein Stein, kein Opfertier redet uns von Frejas, Tivaz Ermnaz', des Allumfassers, Wünschen; und die liebliche Legende, die die Christenlehre an die Stelle dionysischer Freuden rückte, dringt mit keinem Laut zu den stillen Winkeln unsrer Seele. Im Spreewald, dem heiligen Hain der Semnonen, den mit frommer Scheu nur und Fesseln die Alten betraten, giebt keine Gottheit dem Werden mehr Deutung, ohne Schauer, ohne Zukunftsorge treibt fesselloses Gevölk nun in ihm sein Wesen, wird, auch in Festeszeit, der Prosa des Alltags nicht ledig.

So stehts. Und wir wundern uns längst nicht mehr, wenn alter Hader auch in der Julzeit nicht schweigt, mit Heuchlergebärde Pharisäer vom Frieden sprechen, den ein Gott den Irdischen schenke, die reinen Willens sind; schütteln uns nicht vor Ekel, wenn man Frieden im Christensinn nennt, daß zwei Tage lang widrige Rede verstummt. Diesmal wars besonders arg, und das Aergste vom Argen ist der Proceß, den wir zum zweiten Mal nun erleben. Wiederum wird, wie vor Wochen, in Moabit gegen Maximilian Harden verhandelt, und wiederum in erster Instanz. Ich habe nach der ersten Verhandlung gesagt, wem wir, nach meiner Ueberzeugung, diese Entwicklung der Dinge zu danken haben (Herr Isenbiel hats bestätigt) und will mich heute nicht wiederholen. Zurückzunehmen habe ich nichts, doch Einiges hinzuzufügen, das gesagt werden kann, ehe der Proceß zu Ende ist. Sind die Vorgänge noch im Gedächtnis? Die königliche Staatsanwaltschaft hatte im Mai 1907 dem pensionirten Stadtkommandanten Moltke die Bitte, gegen Harden die öffentliche Klage wegen Beleidigung zu erheben, abgelehnt, und Herr Beseler hat diese Ablehnung damals gebilligt. Der Proceß kam, ward nach allen Regeln der Privatklagekunst durchgeführt, und Herr Harden verließ nach fünftägiger Verhandlung den Gerichtssaal mit einem Freispruch in der Tasche. Gebrüll in der ganzen Presse. (Aus den Zelten schimpfte Einer im Animierkneipenton in den Tag hinein. „Es ist Teufelsvermessenheit, mit besudelter Feder Lebenskreise reiner Menschheit zu zeichnen", hat der alte Jahn schon gesagt.) Folge: die Staatsanwaltschaft greift die im Namen des Königs entschiedene Sache auf, legt, wie der unterlegene Privatkläger, Berufung ein und läßt das bisherige Verfahren für nichtig erklären, um für ein ganz neues Raum zu gewinnen.

Das Verhalten der Staatsanwaltschaft bedeutet zweifellos einen schweren Eingriff in das Rechtsempfinden des Volkes und steht im schreienden Widerspruch mit der Thatsache, daß Männer aus eigener Urtheilskraft über eine Sache zu befinden pflegen. Wenn ich Mitglied des Reichstags, von Adel, General wäre und hinter dem breiten Buckel des Herrn Arendt säße, hätte ich von einem Schandfleck der Justiz gesprochen; und hätte dabei unberücksichtigt gelassen, daß hinter Herrn Isenbiel Beselers breite Gestalt steht; hätte Herrn Beseler auch, an Bülows Stelle, ruhig das zur Verfügung gestellte Portefeuille abgenommen. Damit ist die Schuld des Herrn umschrieben. Die juristischen Angriffe gegen das Vorgehen der Staatsanwaltschaft kann ich, als Laie, nicht teilen. Der Staatsanwalt ist fraglos nach § 417 der Strafproceßordnung berechtigt, in jedem Stadium des Verfahrens die Verfolgung der Sache zu übernehmen, und er ist ebenfalls berechtigt, sich an die Judikatur des Reichsgerichts zu halten. Meinem Laienverstande leuchten auch die Erklärungen der Herren von Liszt, Kahl, Kujawa, Büding, Hamm und Anderer nicht ein. Sie kranken alle an einer einseitigen Betrachtung der strafprocessualen Ordnungsvorschriften, ohne Rücksicht auf das Gerichtsverfassungsgesetz, dem im Zweifelfalle ohne Frage und unter allen Umständen die Praevalenz gebührt. Ueberdies erklärt § 1 der Strafproceßordnung ausdrücklich: „Die rechtliche Zuständigkeit der Gerichte wird durch das Gesetz über die Gerichtsverfassung bestimmt.“ Das Gerichtsverfassungsgesetz aber bestimmt in § 27 [3] klipp und klar: „Die Schöffengerichte sind zuständig für die nur auf Antrag zu verfolgenden Beleidigungen, wenn die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht.“ Mit Recht hat das Reichsgericht dazu erklärt: „Die allgemeine und kategorische Fassung des § 27 zu 3 Gerichtsverfassungsgesetzes: „wenn die Verfolgung im Wege der Privatklage *geschieht*“, spricht dafür, daß von einer Zuständigkeit eines Schöffengerichtes immer nur so lange die Rede sein kann, als dem Schöffengerichte ein die Verfolgung betreibender Privatkläger gegenüber steht, daß aber unter allen Umständen und in jeder Lage des schöffengerichtlichen Verfahrens der Fortfall des Privatklägers auch die schöffengerichtliche Zuständigkeit beseitigt. Denn das Gesetz formuliert die Bedingung der Zuständigkeit nicht mit den Worten ‚wenn Privatklage *erhoben* ist‘, oder ‚wenn das Verfahren auf Grund erhobener Privatklage *eingeleitet* worden ist‘, sondern schlechthin dahin, daß ‚die Verfolgung im Wege der Privatklage *geschieht*‘, und es würde einer besonderen gesetzlichen Bestimmung, wie sie sich beispielsweise in § 28 G. V. G. vorfindet, bedürfen, um die Art der Anklageerhebung auch für die Zuständigkeit zur Urtheilsfindung entscheidend ansehen zu können.“ Das ist klar, deutlich, in sich schlüssig und mit dem Gesetz in Einklang. (Gefällts euch nicht, so müßt ihr mit dem Gesetz, nicht mit der Anklagebehörde hadern.) Gar nicht klar aber ist, was die unter sich uneinigen Herren Professores wollen. Wäre auch nur irgend Jemand, Jurist oder Laie, in den Sinn gekommen, zu mäkeln, wenn der Staatsanwalt etwa am zweiten Verhandlungstage, nach der Aussage des Zeugen Bollhardt, die Betreibung der Sache in die Hand genommen hätte, und das schöffengerichtliche Verfahren in media re abgebrochen worden wäre? Keiner hätte diesen Gang der Dinge für problematisch gehalten. Nun sagt § 417 [2]: „Die Staatsanwaltschaft kann *in jeder Lage der Sache bis zum Eintritt der Rechtskraft des Urtheils* die Verfolgung übernehmen.“ Ob vor, ob nach der Urtheilsfällung ist also absolut gleichgültig. Ja, sagt man, aber da steht ja auch ausdrücklich noch: „In der Einlegung eines Rechtsmittels ist die Uebernahme der Verfolgung enthalten.“ Richtig: die Uebernahme; die Verfolgung selbst braucht damit nach der Seite ihrer Mittel aber doch noch nicht erschöpft zu sein. Der Grundsatz Ne bis in idem wird

davon gar nicht tangirt, da er immer nur rechtskräftig erledigte Verfahren zur Voraussetzung haben kann; er bedeutet (nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts), „daß nach einem in Strafsachen auf Verhandlung ergangenen, rechtskräftig gewordenen, richterlichen Erkenntnisse der Gegenstand der zur Aburtheilung gelangten That wider dieselbe Person nicht von neuem strafrechtlich verfolgt werden darf, soweit nicht die Bestimmungen über Wiederaufnahme des Verfahrens modificirend einwirken." Und nun noch Eins: die Auslegung von § 27 [3] des Gerichtsverfassungsgesetzes (die übrigens durch § 75 [4] eine, wie mir scheint, bisher nicht genügend beachtete Unterstützung erhält) ist zweifelsfrei, die von § 417 der Strafproceßordnung sehr umstritten.

Ueber die Verhandlung selbst, die, während ich schreibe, noch dauert, heute rasch zwei Worte. Sie im Ganzen zu beurtheilen, wird nach der Urtheilsfällung ohnedies noch Pflicht werden. Vorläufig nur: sie fiel aus, wie zu erwarten war. Alles zur Sache Wesentliche wurde hinter verriegelten Thüren verhandelt, und weislich hat Herr Landgerichtsdirektor Lehmann dafür gesorgt, daß ihm die skandalöse Behandlung, die Herr Amtsrichter Kern über sich ergehen lassen mußte, nicht widerfahren kann. Was Graf Cuno von Moltke, was Fürst Philipp zu Eulenburg und die Frau von Elbe unter Eid ausgesagt haben: außer den im Gerichtssaal Verbliebenen weiß es keiner. Die beiden Herren sollen beschworen haben, keiner Sexualsünde mit Männern schuldig zu sein. Hat sie, außer dem Zeugen Bollhart, dessen jemand geziehen? Kein Mensch. Auch die so sehr verübelte Aeußerung Bernsteins wurde unter ausdrücklicher Berufung auf die beschworene Aussage Bollhardts hin gemacht. Dem Grafen Cuno Moltke hat Harden Homosexualität nie nachgesagt. Wer das Gegenteil behauptet, lügt. Daß es in den Artikeln nicht steht, braucht keinem Ehrlichen bewiesen zu werden; der Herr Stadtkommandant a. D. hat bis zum 11. Mai 1907 diesen Vorwurf selbst nicht aus Hardens Worten herausgelesen. Das kann nicht bestritten werden. Erstens hat er selber in der Schöffengerichtsverhandlung zugegeben, den Sinn der Artikel nicht vor dem Eingreifen des Kaisers verstanden zu haben. Zweitens hat er im November 1906 durch Alfred Freiherrn von Berger, um die Maimitte 1907 durch seinen Vetter, den Domprobst Otto von Moltke mit Harden verhandeln lassen. Und drittens hat er am 17. Mai Harden durch denselben Herrn (Kartellträger und Domprobst: man sieht, wir sind im zwanzigsten Säculum) dem Herausgeber der „Zukunft" eine Duellforderung zugehen lassen. Den Termin festzustellen, an dem Graf Cuno über den Sinn der Artikel umgelernt hat, dürfte also nicht allzu schwer sein. Die Feststellung scheint mir wichtig, wichtiger, beträchtlich wichtiger als das Herumtrampeln auf einer Frau, der selbst der Gegner nur mit Waffen gegenüber zu treten wagt, die er nicht dem Recht, sondern der Medizin entnommen hat. (Die für die rechtliche Beurtheilung des Falles also gar nicht in Frage kommen; denn kein Laie ist verpflichtet, medizinischer Diagnostiker zu sein und Krankheitssymptome, die oft sogar von Aerzten übersehen, noch öfter mißdeutet werden, zu erkennen. Wo kämen wir hin, wenn eine so verrückte Forderung für begründet erklärt würde!) Jede Beleidigung setzt nicht nur einen Beleidiger, sondern auch einen Beleidigten voraus. Der zum Nebenkläger avancierte Generallieutenant von Moltke hat sich bis in den Mai hinein nicht beleidigt gefühlt. Das sei festgestellt. Von Rechts wegen.

Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld hat sich seiner Zeugenpflicht diesmal nicht entzogen. Ueber seine Vernehmung wissen wir nichts; doch genügt, was wir beim Proceß Brandt von ihm erfahren haben. Er ist „enthusiastischer Freund" und hat oft „Briefe geschrieben, die überschwellen von freundschaftlichen Empfindungen". Berufung auf die Heroen, auf Goethe, den zu einem sehr ehrlichen Vergleich acht

Tage vorher die, diesmal merkwürdig gut inspirierte, Tante Voß angeführt hatte. (Die Hauptstelle wurde leider vergessen. „Selig, wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, Einen Freund am Busen hält Und mit dem genießt!") Böses, Schmutziges? Hats, meine Herren, nie gegeben. „Das ganz infam schmutzige System ist nur durch die Herren Harden und Consorten aufgestellt worden." Die Behauptung ist erweislich unwahr. Eine halbe Stunde vor dem Hertefelder hat Fürst Bülow, dessen Verhalten vor der Schranke wirklich lautes Lob verdiente, unter seinem Eide bekundet: „Die beiden Grafen Hohenau und den Fürsten Eulenburg kenne ich seit sehr lange; den letzteren sehr genau. Ungünstige Gerüchte über sie sind in den letzten Jahren zu mir gedrungen." Aber wahr oder nicht: Mitte November 1906 wußte Eulenburg genau, wie Harden, der Gründer „des infam schmutzigen Systems", über ihn dachte. Warum klagt er nicht? Alfred von Berger hätte dem lieben Freund den Zeugendienst gewiß nicht versagt. Unterhandelt mit Menschen so erbärmlichen Sinnens, läßt sich mit ihnen auf eine Besprechung von Friedenspräliminarien ein? Am 27. April hatte Harden mit lautem Wort wiederum auf ihn gewiesen; zum ersten Mal auch mit rauhem. Nun klagt er doch sicher? Nein. Er nimmt seine klägliche Zuflucht zu der Enge des Paragraphen 175, macht in der Selbstanzeige eine tiefe Verbeugung vor dem Verläumder und schreibt an die Prenzlauer Staatsstütze: „Ein Schriftsteller von dem Rufe Maximilian Hardens hat . . ." Und so weiter. Geht Einer, der sich rein weiß, solche Wege? Andern mags möglich scheinen, mir nicht. Hundertmal hat man aus dem Verhalten eines Menschen Indizien geschmiedet und Staatsanwälte sind oft genug dabei besonders eifrig gewesen. Mancher arme Schächer hat sich sein Elend damit geschaffen, daß sein Verhalten in kritischen Momenten im Widerstreit mit schlichter Vernunft sich zeigte. Bei Gefürsteten gilt andre Logik. Auch mit Politik hat der Ehrenwerthe sich nie beschäftigt; von Moltke nie politische und persönliche Informationen über den Kaiser bekommen. Daher das schöne Wort „Liebchen". Wer den Fall Eulenburg mit der Vernehmung hinter verrammelten Thüren abgeschlossen glaubt, täuscht sich. Das mag einstweilen genügen.

Das ganze Verfahren hat vorläufig nur den physischen Ruin einer bis heute ehrenhaften Frau zur Folge gehabt. Auf dieses Ergebnis stolz zu sein, habt Ihr ein Recht; nicht für Euch hat ja Goethe die Definition des „rechten Kerls" gegeben. Ein anderes Ergebnis vermag ich bis jetzt aus der Verhandlung nicht zu gewinnen. Unter einem riesenhaften Aufwand wurde der Versuch gemacht, etwas als unwahr zu erweisen, was kein Mensch behauptet hat. Jämmerlicher ist selten mit der Wahrheit umgesprungen worden, als in diesem Fall; der übrigens, sehr ehrenvoll, für Harden einen Mitschuldigen schafft. § 186 des Strafgesetzbuches lautet: „Wer in Beziehung auf einen Andern eine Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, wird, wenn nicht diese Thatsache erweislich wahr ist, wegen Beleidigung mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre und, wenn die Beleidigung öffentlich oder durch Verbreitung von Druckschriften begangen ist, mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft." Ich konstatiere, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches sich desselben Thatbestands, wie der Herausgeber der „Zukunft", schuldig gemacht hat, und nehme an, daß es Herr Ibsenbiel sehr schmerzlich empfindet, dem Wirken seines Gerechtigkeitgefühls Schranken auferlegen zu müssen, die im Paragraphen 186 des Reichsstrafgesetzbuchs selbst ihre Begründung nicht finden.

Karl Schnitzler.

# Die Erziehung zum Sozialismus.

Von Werner Sombart.

Wie wir uns aus der früheren Darstellung erinnern, legen die Syndikalisten auf zwei Dinge vor allem Wert: die Entfaltung des Opfersinns und die erzieherische Wirksamkeit der Gewerkschaften.

Was zunächst jenen ersten Punkt anbetrifft, so hört hier natürlich (wie in allen ähnlichen Streitfällen mit den Sozialisten) jede Diskussion sofort auf, wenn jemand behauptet: diese oder jene (bisher nicht vorhandene) Seelenstimmung werde zuverlässig sich einstellen mit dem Tage, da die neue Gesellschaft ihren Anfang nimmt. Derart Kindereien waren ja früher häufig. Heute hütet sich ein zurechnungsfähiger Sozialist, mit ihnen zu operieren. Auch die Syndikalisten — oder wie man genauer immer sagen kann: Sorel, da er es ist, der gerade diese Elantheorie, wie wir sie nennen können, ausgebildet hat —, auch Sorel verfährt natürlich nicht plump, wie die Zukunftsstaatler alten Stils, die den neuen Geist der Hingebung, Opferwilligkeit, Selbstlosigkeit als deus ex machina hervorriefen, damit er ihnen ihre Träume verwirklichen helfe. Sorel bemüht sich, einen Beweis dafür zu erbringen, daß in Zukunft einmal alle Menschen nur von dem einen Wunsche beseelt sein werden: so viel wie möglich zu arbeiten, ohne dafür eine besondere und dem Maß ihrer Leistung entsprechende Vergütung zu beanspruchen. Wir sahen schon, daß er auf die Soldaten der Revolutionsarmee exemplifiziert. Je nun. Die waren doch in recht eigenartiger Lage. Die Hauptsache: sie standen vor dem Feinde, von dem sie annahmen, daß er allein das Hindernis sei, das sie vom Reich der Freiheit, des Glücks und der Harmonie (wie es ihnen die Revolution verhieß) trennte. Sie wähnten: gleichsam nur eine letzte, äußerste Anstrengung machen zu müssen, um für immer von allen Nöten befreit zu sein. Ein ungeheurer Siegespreis winkte ihnen, wenn sie den Feind niederwarfen. Sie waren also gewiß aufs äußerste persönlich an dem Erfolge interessiert.

Eine ähnliche Kampfesstimmung kann vielleicht einmal die Generalstreikler beseelen, wenn sie glauben, die letzte große Entscheidungsschlacht zu kämpfen: weil sie dann auch von der Hoffnung beseelt sein mögen: wenn es ihnen nur gelinge, diesen einen Schlag noch zu tun, so zögen sie am Siegestage in das Reich ein, wo Milch und Honig fließt. Aber am folgenden Tage? Au Lendemain? Wenn das gelobte Land sich nicht zeigt; wenn die Alltagsmisere beginnt und es gilt, die kleine schmutzige und öde Arbeit am Webstuhl und am Hochofen und in den städtischen Kloaken zu verrichten; wenn alle Kampfesstimmung deplaciert ist: da es doch keinen Feind mehr zu besiegen gibt. Was dann? Welcher Zusammenhang besteht überhaupt zwischen dem Elan, der einen Generalstreik durchführt, und der hingebenden, begeisterten Stimmung, in der (nach Meinung Sorels) später die Tagesgeschäfte erledigt werden? Ich sehe keinen.

Nicht minder glücklich ist der Hinweis Sorels auf die heroischen Opfer, die die Krieger mohammedanischer Stämme vollbringen, da doch hier die Hoffnung auf die ewige Seligkeit, die in ihrem Glauben fest verankert ruht, wahrhaftig Triebkraft genug ist, sich dem Feinde todesmutig entgegenzuwerfen. Was soll aber dieser Vergleich, wenn es sich doch um die „aufgeklärten Völker“ unserer modernen Staaten handelt?!

Noch weniger am Platze aber scheint es mir zu sein, wenn Sorel an die Erfinder erinnert, die ohne Hoffnung auf materiellen Lohn nur um der Freude an der Sache willen

ihre Erfindungen gemacht hätten. Nun — das mag für wenige hyperidealistische Naturen zutreffen. Aber es wäre ungeheuerlich, daran zu denken, die Masse zu den Höhen dieser paar weltfremden Sonderlinge emporheben zu können. Ganz und gar falsch ist es aber, wenn Sorel meint: die Zahl dieser selbstlosen Erfindertypen werde täglich größer, wie die Erfahrung lehre: da z. B. in den Vereinigten Staaten die ganze Arbeiterschaft jetzt schon an der Verbesserung der Maschinerie und der Vervollkommnung der Technik überhaupt mitarbeite. Bei dieser Anteilnahme der amerikanischen Arbeiter (über die ich mich sehr genau an Ort und Stelle unterrichtet habe) handelt es sich nun aber um alles andere, als um irgendwelche ideale Opferfreudigkeit und Hingebung an die Sache: vielmehr ist es der reine, unverfälschte Busineßgeist, ist es rein kapitalistisches Wesen, das sich in den Arbeitern rege macht: die unmittelbare Aussicht auf materielle Entschädigung treibt diese allein, sich an der Vervollkommnung der Technik zu beteiligen. Die amerikanischen Unternehmer haben nämlich ein ganzes System ausgebildet, um den Arbeiter zur Mitteilung seiner Erfahrungen anzuregen: sie lassen die Arbeiter ihre Vorschläge zur Verbesserung der Maschinen usw. einreichen, und die geeigneten werden dann ausgeführt und angewandt: erweisen sie sich als zweckmäßig und rentabel, so erhält der Arbeiter — der ganz bestimmte Eine Arbeiter, der den Vorschlag gemacht hat — Anteil am Gewinn. Also das genaue Gegenteil liegt hier vor von dem, was Sorel im Auge hat.

Gerade daß heutzutage innerhalb wie außerhalb der Arbeiterschaft ein förmliches Erfindungsfieber herrscht, ist nicht etwa der Beweis, daß wir auf dem Wege zu jenem Geist der Hingebung sind, von dem die Syndikalisten alles für ihr Reich der Zukunft erhoffen, sondern — der Beweis dafür, daß die menschliche Natur (wie sie heute in ihrem heruntergekommenen Zustande nun einmal ist) erst zu voller Entfaltung ihrer Fähigkeiten gebracht wird, wenn man sie mit der Aussicht auf klingenden Lohn kitzelt: weil die Erfinderwelt heute von der Gier nach Geld erfüllt ist, darum der Erfindungstaumel, den keine andere Zeit gekannt hat, in der noch nicht jede Erfindung am nächsten Tage zu Gelde gemacht werden konnte wie heute.

Es ist gewiß einer der sympathischsten Züge an den Vertretern der syndikalistischen Lehre, daß sie an die edlen Seiten im Menschen appellieren, daß sie aus einem starken Idealismus heraus eine Menschheit postulieren, die gleichsam in gehobener Stimmung dahinlebt; es zeugt auch für ihr feines psychologisches Empfinden, daß sie den ungeheuren Bankerott wahrnehmen, den die Menschheit erlebt, wenn ihr die beiden Ideale, die bis jetzt so gut wie alles Licht, allen Glanz, alles Hohe, alles Edle in das Dasein der Masse hineintrugen: Gott und Vaterland — zerbrechen. Aber ob sie nicht doch einem Wahne verfallen, wenn sie glauben, daß „alle die großen Gefühle, die sie — die Vaterlandsidee — entfesselte, und die den ewigen Grund zum Leben bilden: Heroismus, Opfermut, Hingebung, Würde, nicht verschwinden, sondern weiter blühen werden im tiefsten Gemüt der revolutionären Arbeiterseele"? Wie Lagardelle es ausdrückt. Der revolutionären Arbeiterseele: so übersetze ich la conscience ouvrière de révolte — vielleicht nicht ganz dem Sinn gemäß; vielleicht könnte man sagen: der Arbeiterseele, die von der Revolution erfüllt ist, oder: die selbst in einem Zustande der Revolutionierung sich befindet. Wie aber auch immer man den Ausdruck: en révolte auffassen will, stets ist damit die Grenze bezeichnet für die Wirksamkeit jenes Ideals: es hat eben zur Voraussetzung den ewigen Kampf im Innern eines

Landes: die Revolution; verflüchtigt sich aber, sobald diese zugunsten des Proletariats entschieden ist. Während doch die nationale Gegensätzlichkeit, der nationale Kampf wenigstens als Möglichkeit immer bleiben. Und diese Möglichkeit allein vermag das vaterländische Ideal lebendig zu erhalten, das in langen Friedenszeiten auch matt und siech wird.

Aber was den Syndikalisten noch weiter entgegenzuhalten ist: selbst zugegeben, daß das Defizit an Idealismus, das durch den Wegfall der alten Ideale im Volke entsteht, durch das neue Revolutionsideal voll und dauernd gedeckt werden könnte: was wäre damit für die Durchführbarkeit des sozialistischen Produktionssystems, das sie auf jenen Idealismus des revolutionären Willens aufbauen, bewiesen? Da doch heute der Kapitalismus nicht etwa auf dem (zu ersetzenden) Ideale der Vaterlandsliebe, sondern eben auf dem sehr realen Eigennutz aufgebaut ist? Bleibt es nicht, wie immer man die Sache anschaut, weltfremder Phantasmus, unsere Massen von heute in hohe ideale Spannung jahrein jahraus versetzbar sich vorzustellen? Das Alltagsleben auf nicht egoistische Seelenstimmungen aufbauen kann man nur unter einer Voraussetzung: daß ein religiöser Fanatismus in den Massen lebt. Alle anderen idealen Potenzen werden sich ewig als zu schwach erweisen, die Bestie im Menschen zu zähmen, selbst wenn die Ideale nicht auf vorübergehende Ziele gerichtet sind, wie es bei dem Revolutionsenthusiasmus der Syndikalisten obendrein noch der Fall ist. Für alle nicht mehr im tiefsten Sinne religiösen Menschen wird ewig das kaukasische Sprichwort gelten: „Wer soll arbeiten? Du und ich. Wer soll essen? Ich und du."

Nicht so direkt nach Wolkenkuckucksheim wie die Sorelsche Elantheorie führt der andere Gedankengang in dem syndikalistischen Erziehungssystem: wonach die Gewerkschaften der Ort sind, wo die Arbeiter die Kenntnisse und Eigenschaften erwerben sollen, die sie dereinst befähigen, die Produktionsleitung den Händen der Unternehmer zu entreißen und selbst Leiter und Organisatoren zu werden. Hierbei wird doch wenigstens mit dem Alltagsmenschen gerechnet und nicht mit einem Fabelwesen, das sich sein ganzes Leben lang von früh bis spät im Zustande der Ueberreizung, der Ekstase befindet.

Wie steht es nun aber mit der Eignung der Gewerkschaften, als Vorschulen der späteren Produktivgenossenschaften zu dienen? Ich glaube, bei näherer Prüfung wird man finden, daß hier ein großer Irrtum dem Räsonnement der Syndikalisten zugrunde liegt. Daß sie nämlich vollständig irren, wenn sie annehmen, der Arbeiter erführe in seinem Gewerkverein auch nur das Allergeringste von dem Produktionsprozesse und lernte dort irgend etwas, das ihn befähigte, später selber Unternehmer zu werden. Ich weiß nicht, woran man denkt, wenn man schreibt: „In den Gewerkvereinen bildet sich auf einer neuen Basis die Fähigkeit und die technisch-politische Gewöhnung aus, den Produktionsprozeß zu leiten" (Leone). Bitte: was lernen die Hafenarbeiter vom Betriebe einer transatlantischen Reederei, was die Hochofenarbeiter von der Organisation eines Hüttenwerkes, von der Kalkulation der Eisenproduktion, was die Handlungsgehilfen von dem Funktionieren eines Warenhauses, was überhaupt irgendein Gewerkvereinler von irgendeinem Produktionsvorgange?! Ich muß mit Blindheit geschlagen sein; denn irgendwo muß sich ein — wenn auch noch so kleiner — Zusammenhang zwischen den beiden Welten zeigen, für die doch so kluge Leute wie die Syndikalisten geradezu eine Identität annehmen?

Gewiß sind die Gewerkvereine wichtige Erziehungsschulen für die Massen, ohne die wir uns eine gedeihliche Entwicklung unserer sozialen Zustände gar nicht vorstellen können.

Sie sollen die demokratischen Tugenden der Selbstzucht, sie sollen die Einsicht in die Schwierigkeiten aller Gesellschaftsordnung wecken.

Aber das alles hat doch mit der Vorstellung der Syndikalisten nichts zu tun: als werde der Arbeiter in seinem Gewerkverein zum selbständigen Produktionsleiter, zum Organisator und Disponenten erzogen.

Welcher verhängnisvolle Irrtum ist es doch: die allmähliche Ausbildung der kapitalistischen Unternehmung im Schoß der alten feudal-handwerksmäßigen Gesellschaft gleichzusetzen mit der Entwicklung der Gewerkvereine! (Sorel des öfteren.) Jenes waren doch die neuen Wirtschaftsformen selbst, die sich langsam in die Welt hineintasteten; die Gewerkvereine haben ja aber mit dem Produktionsprozesse gar nichts zu tun. Was allein den ersten kapitalistischen Gebilden in der handwerksmäßigen Welt in unserer Zeit entspricht, das sind die Staats- und Gemeindebetriebe (von denen aber die Syndikalisten eh' nichts wissen wollen) und sind die auf der Konsumentenorganisation aufgebauten Genossenschaftsbetriebe: hier in der Tat sind Ansätze zu einer neuen Produktionsweise vorhanden, und hier in der Tat sind praktische Lehrschulen für den Sozialismus. Aber in den Gewerkvereinen?!

Ich halte es für einen der größten Mängel der syndikalistischen Doktrin (die gerade an dieser Stelle so vielversprechend einsetzt!), daß sie die Genossenschaftsbewegung und namentlich die Konsumvereinsbildung so ganz unberücksichtigt läßt. Hierauf sollte sie ihr Hauptaugenmerk richten und (nach Art der Webbs) ihre Zukunftspläne auf einer organischen Verbindung der Konsumvereine mit den Gewerkvereinen aufbauen.

Mit dieser Kritik der Gewerkvereinstheorie (wie man den eben erörterten Bestandteil des syndikalistischen Lehrgebäudes nennen könnte) fällt nun aber auch die ganze Doktrin des Generalstreiks in sich zusammen.

Wir brauchen, wenn wir die Bedeutung dieses Kampfesmittels für die soziale Bewegung der Gegenwart erörtern, gar nicht die Frage nach seiner praktischen Durchführbarkeit aufzuwerfen: das heißt, ob wirklich in irgendwie absehbarer Zeit der Kampf des (nehmen wir an einmütig zusammenhaltenden!) Proletariats eines Landes gegen die Staatsgewalt und den Widerstand wohl immer noch von der Mehrzahl der Bürger als aussichtsreich angesehen werden dürfe.

Nehmen wir der Einfachheit halber seine Durchführbarkeit und seinen glücklichen Ausgang an: daß also nach Verlauf von drei Tagen die sämtlichen bisher kapitalistisch verwerteten Produktionsmittel in die Hände der Arbeiter gelangt seien. Würde das — so fragen wir uns — irgendeinen Sinn haben und zu irgendeinem dauernden Erfolge führen können? Anders ausgedrückt: Können wir uns vorstellen, daß auf diesem Wege der Sozialismus in die Welt komme?

Offenbar nur, wenn eine von zwei Voraussetzungen zutrifft. Entweder nämlich, wenn die Annahme des rationalen Sozialismus richtig ist, daß eine prästabilierte Harmonie, eine von Gott geschaffene „natürliche" Gesellschaftsordnung bestehe, die man nur zu entdecken brauche, damit die soziale Welt ebenso harmonisch geordnet sei wie der Kosmos. Steht man auf diesem Standpunkt, so kann man den Generalstreik als Mittel, die neue Ordnung zu verwirklichen, damit motivieren, daß man ihn benutzt, um die letzten Hindernisse wegzuräumen, die sich dem Einzug ins gelobte Land entgegenstellen: daß er gleichsam die bissigen Hunde (Klassenstaat und Unternehmertum), die den Weg zu den Schätzen versperren, ins Jenseits

befördert. Aber der Syndikalismus lehnt jede innere Beziehung zum rationalen (utopischen) Sozialismus ab. Er „will sich vor allen Dingen auf eine realistische Auffassung des sozialen Lebens stützen“ (Leone); „er ist von einem unersättlichen Verlangen nach Realismus erfüllt“ (Sorel). So kommt also für seine Beweisführung die rationale Argumentation nicht in Betracht.

Dann aber muß die andere — einer realistischen Betrachtungsweise entsprechende — Voraussetzung zutreffen: die subjektiven und objektiven Bedingungen der neuen Produktionsweise müssen erfüllt sein, wenn der grand jour anbricht. Sie werden es aber niemals werden (wie wir sahen), wenn man nichts anderes als die Erziehung des Arbeiters in den Gewerkvereinen für nötig hält, um alle erforderlichen Qualitäten des neuen Produzenten zur Entfaltung zu bringen.

Was würde also selbst der vollständige Sieg dem Proletariat nützen, wenn es doch nicht imstande wäre, ihn auszunützen? Was will also die Idee des Generalstreiks in einem sozialen Systeme, das auf „einer realistischen Auffassung“ sich aufbauen soll?

Man sieht: in dem Gedankengebäude der Syndikalisten klaffen noch weite Lücken, sind die Fundamente zum Teil zu schwach, sind viele Teile des Gebälks morsch, und brüchig ist allzuoft das Gestein.

Unbildlich gesprochen: so vortrefflich und glücklich viele Ansichten und Theorien des Syndikalismus sind: die neue soziale Theorie ist es noch nicht. Damit diese geschaffen würde, bedürfte es noch ganz anderer Vertiefung aller Probleme. Vor allem einer vollständigen Emanzipation vom Marxismus. Wenn die Syndikalisten ihren Stolz darein setzen, nichts zu tun, als den Marxismus wieder rein zu verkündigen, so macht das ihrem Pietätgefühl Ehre und war wohl auch aus taktischen Gründen geboten: der Entwicklungsfähigkeit ihrer Theorie hat es zweifellos geschadet. Denn die ist vielfach gerade an den veralteten Marxschen Kategorien gescheitert. Es ist nicht gut, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Und man kann keine lebensfähige soziale Theorie für das zwanzigste Jahrhundert schaffen, wenn man die Lehren vom Wert, von der Produktivität, vom Staat, von der Klassenbildung und dem Klassenkampf, von der Revolution usw. mitsamt den alten Ideologien aus einem veralteten Systeme einfach herübernimmt.

Worauf es heute ankommt, ist: neue Werte zu schaffen, die Ideenwelt des Proletariats mit neuem Inhalt zu füllen, daneben aber die Erkenntnis der sozialen Welt von Grund auf neu aufzubauen. Gewiß sind dazu vortreffliche Ansätze (wie ich von vornherein zugegeben habe) in den Schriften der Syndikalisten vorhanden (einer der bedeutendsten Ansätze ist die — freilich ganz flüchtige — Untersuchung Leones über das Verhältnis zwischen Macht und Gewalt und ihre Vertretung in der Geschichte): ich möchte das neue grundlegende Werk, das da kommen soll, geradezu betiteln: „Macht und Gewalt“ („force et violence“). Aber die Hauptarbeit muß noch getan werden. Möchten sich dabei die Syndikalisten als rechte revolutionäre Revisionisten“ erweisen und nicht rasten und ruhen, ehe sie nicht wirklich die alten Lehren zerstört und neue an ihre Stelle gesetzt haben.*)

*) Die hiermit zum Abschluß gebrachte Artikelreihe über den revolutionären Syndikalismus ist (in nur wenig veränderter Fassung) der vielfach umgestalteten sechsten Auflage meiner Schrift „Sozialismus und soziale Bewegung“ entnommen, die in diesen Tagen bei Gustav Fischer in Jena erscheint.

# In der Fremde. Erinnerungen von Georg Brandes.

Uebersetzt von Ida Anders.

IV.*)

Henrik Ibsen schrieb an seinem Doppeldrama „Kaiser und Galiläer", das er mit mir erörtert hatte, seit er es ersonnen. Anfangs war er nicht zu bewegen, mir auch nur das Geringste daraus vorzulesen. Da er noch eine Abschrift machen wollte, um den Prosadialog durchzufeilen, wollte er mich die erste geringere Form nicht sehen lassen. Er meinte: „Ich schreibe nie eine Zeile, ohne mir zu sagen: Was wird wohl G. B. dazu sagen? Wie sollte ich Sie da das Stück ungefeilt sehen lassen?" Trotzdem las er mir bald darauf große Partien vor, darunter die Szenen zwischen Julian und dem Mystiker Maximus. Seine Stimme eignete sich mit ihrem gedämpften Tonfall zur Wiedergabe des Stimmungsvollen und Unheimlichen.

Im übrigen wandten sich alle seine künstlerischen Instinkte ihm selbst noch unbewußt dem modernen Prosaschauspiel zu. Er sollte ja von da an lange Jahre schweigen, während sich die neuen Bestrebungen in ihm formten. Allerdings hatte er schon 1869 die scharfe moderne Satire Der Bund der Jugend geschrieben, jedoch nicht mit dem Vorsatz, hiermit einen neuen Weg einzuschlagen; er kehrte deshalb gleich darauf zur fernen Vergangenheit zurück. Nun befand er sich ganz sichtlich in einer starken inneren Entwicklung.

Während er sich mit Norwegen auf dem Kriegsfuß fühlte, war er mit noch nicht verschlossener Empfänglichkeit bemüht, sich die Bildungselemente des neuen Deutschland anzueignen, insofern sie ihm zugänglich und insofern sie für ihn brauchbar waren. Sie standen aber selten auf gleicher Höhe mit ihm. Er war ein ständiger Zuhörer der Vorlesungen im Dresdener Literarischen Verein und nahm mich dorthin mit. Wir hörten verständige und gediegene Vorträge. Einer beschäftigte sich mit Tiecks Abhandlung über Hamlets Monolog; im Verlaufe der Diskussion stellte es sich heraus, daß ich außer dem Redner der einzige im Verein war, der die Abhandlung kannte. Einer galt dem modernen deutschen Lustspiel, im Vergleich zu dem französischen, dessen künstlerisch abgeschliffenen Dialog der Redner vorurteilsfrei den Preis zuerkannte. Rudolf Döhn, ein alter Republikaner aus dem Jahre 48, hielt Vorträge über ein Buch „Jesus und die Frauen" eines jungen Dr. Wünsche; er tadelte den orthodoxen Standpunkt des Verfassers, lobte aber im übrigen das Buch sehr. Dr. Wünsche erhob sich und sagte, er sei nicht rechtgläubig, hätte sich aber aus Vorsicht nicht für oder wider die Orthodoxie ausgesprochen. Dann schloß der Abend mit einer Apotheose Feuerbachs. Denn Döhn hatte in seinen Vortrag zwei Seiten des kürzlich verstorbenen Denkers über die Wahrheit und Schönheit des Madonnenkultus sowie die Liebe aller Menschen zu ihrer Mutter eingeflochten. Es war merkwürdig, zu beobachten, welche Wirkung sie ausübten. Einige Männer weinten. Ein alter Mann trocknete seine Augen und sagte: „Hätte Ludwig Feuerbach weiter nichts geschrieben als diese paar Seiten, so wäre er ein großer Mann!"

Ibsens Schwager, Leutnant Falsen, der später Kommandant in Tromsö und darauf Konsul in Archangelsk wurde, war mir in Dresden ein lieber Freund. Er hielt sich

*) Siehe „Morgen", Heft 28,29.

dort auf, um Russisch zu studieren, da er in den norwegischen Generalstab eintreten wollte. Es war ein allseitig gebildeter junger Mann, der viel gelesen und gedacht hatte; er führte ein Buch wie Taines „De l'Intelligence" auf der Reise bei sich. Außer mit ihm kam ich noch mit anderen norwegischen Offizieren zusammen. Godfred Christensen und Goldschmidt schlossen sich uns an und wir aßen täglich an demselben Hoteltisch zu Mittag. Die norwegischen, ein wenig lachlustigen Herren, behaupteten, daß Goldschmidts Mittagsruhe gestört würde durch die Furcht davor, daß die Kellner, die ihn, den so viel Aelteren, für eine Art Wirt von uns anderen hielten, ihm die ganze Rechnung vorlegen würden, was sie einige Male irrtümlich getan hatten. Die Norweger suchten daher die Kellner dazu zu veranlassen, um sich über Goldschmidts Proteste zu amüsieren.

## V.

Er, Godfred Christensen und ich unternahmen zusammen eine Partie in der Sächsischen Schweiz, wo wir viel Schönes sahen und gut miteinander auskamen. Der Maler war damals, wie er es selbst nannte, „wild" in seiner Kunst; er war jung und feurig. Goldschmidt, der auf dieser Partie keineswegs seine Ueberlegenheit geltend machte, sprach über den „Corsaren", das illustrierte Oppositionsblättchen, das ihn in seiner Jugend berühmt und berüchtigt gemacht hatte; es war erstaunlich, wie erfüllt er noch davon war; alle anderen hatten das Blatt vergessen, er beschäftigte sich jeden Tag mit der Erinnerung daran und rief es anderen ins Gedächtnis zurück. Er erzählte, wie naiv er gewesen war, als er die Veröffentlichung begann, und wie überrascht er, die Taschen voll klimpernden Geldes, seinem ersten Gewinn, zu seiner Mutter nach Hause gekommen war, in die Tasche gegriffen und gesagt hatte: „Jetzt paß mal auf, Mutter, wieviel ich verdient habe!" Wollte er etwas als scharf oder witzig loben, so sagte er gewöhnlich: „Das ist wie ein guter Corsar-Artikel." Wie er behauptete, hatte das für ihn auf die Dauer unerträgliche Mißverhältnis zu Kierkegaard ihn veranlaßt, den „Corsaren" aufzugeben. An einem Tage gingen wir über den Uttenwalder Grund zur Bastei hinauf, an einem anderen nach Pötscha, an einem anderen nach Krippen und über den Kuhstall, den Kleinen Winterberg, das Prebischtor nach Herrenkretschen. Das Wetter war funkelnd klar und kalt. Wir trafen in Schandau eine liebenswürdige und verständige Gastwirtin mit klugen braunen Augen und einem allerliebsten Wesen. Sie ordnete unsere Tour, und Goldschmidt war mit Recht ganz entzückt von ihr und sagte zu ihr: „Sie sind eine sehr wackere, gescheite Frau!" Sie bat uns, sie weiterzuempfehlen, und fügte naiv hinzu: „Man muß immer schpekulieren." Sie gab uns ihre Karte und sagte: „Sagen Sie, wir sind brave Leut', hab'n keen Gellner, hab'n nichs, nur reinliche Bett'", hatte im übrigen allerhand Einfälle und klagte mit Humor über den Schaden, den ihr die Kaiserbegegnung in Berlin zugefügt hatte. „Nächstes Jahr bestellen wir die Kaiser hierher nach Sachsen."

Seltsam war es, wie weit Goldschmidts Stil im mündlichen Gespräch hinter seinem schriftlichen zurückstand, der so ausgesucht ist. Sobald er schwärmerisch wurde, klang seine Rede hohl: Ein Wort von wunderbarer Schönheit — und er verdrehte die Augen nach oben. Ein so köstliches Geheimnis — und er sah entzückt aus wie Höyen, wenn dieser bei Vorlesungen in Ekstase geriet. Ständige Uebertreibungen: Ein Ereignis (daß

er sich verschlief), das für mein ganzes Leben von entscheidender Bedeutung wurde. Ein Hieb — und es wäre der Tod gewesen. (Von Finten beim Fechten.)

Es war putzig, durch den Umgang mit ihm zu sehen, wie viele Manieren sein junger Bewunderer Vilhelm Möller sich von ihm angeeignet hatte, z. B. die, etwas Rätselhaftes zu sagen, einem dann starr in die Augen zu sehen, um die Wirkung zu beobachten. Goldschmidt hatte die Schwäche, stets über Philosophie und bildende Kunst zu sprechen, zwei Dinge, von denen er nichts verstand. Dafür besaß er keinerlei Sinn für das, was er vor Augen hatte, nicht den geringsten Natursinn aus erster Hand, sondern wollte in der schönsten Naturumgebung geradezu in die Gelehrsamkeit, die Nemesis, Aegypten, hineinstiefeln, falls man ihn nicht alle Augenblicke auf Erden zurückhielt und sagte: „Sehen Sie doch den Felsen, den Baum!“

Erst spät abends, als wir im Finstern den Abstieg vom Prebischtor unternahmen und er, der schwache Augen hatte und im Dunkeln schlecht sah, Angst empfand und sich der Phantasterei überließ, gewann die romantische Naturbetrachtung bei ihm die Oberhand und er fabelte von Fensterscheiben im Felsen, Kyklopenaugen in den Waldeshängen, weil man sich zur Not einbilden konnte, daß die erleuchteten Fensterscheiben der kleinen Häuser im Berge säßen oder große Augen seien.

An einer Stelle zeigte er während des Heruntersteigens eine auffallende Angst vor dem Absturz, trotzdem nicht die geringste Gefahr bestand. Ich bat ihn zweimal, sich an meiner Hand festzuhalten, aber er schlug dies mit den possierlichen Worten aus: „Nein, es ist genug, wenn einer zugrunde geht.“ — Bei seinem Mißtrauen war er augenscheinlich gegen die Möglichkeit auf dem Posten, daß ich ihn in den Abgrund stürzte.

Als wir unten angekommen waren, verbreitete er sich weitläufig über seine Nemesis-Lehre, die darauf ausging, einen Unfall oder ein Unglück im Leben des Einzelnen mit einem früher von ihm begangenen Versehen oder Verbrechen zusammenzukoppeln — eine Lehre, der ich, um unnützen Streit zu vermeiden, nur schwach widersprach, so leer sie mir auch erschien.

## VI.

Eines Tages lud Goldschmidt Henrik Ibsen und mich zum Abendessen bei ihm im Hotel Berlin ein. Nach der Mahlzeit schenkte er Ananaspunsch ein und es herrschte die beste Stimmung. Er erbot sich, uns etwas vorzulesen, das er kürzlich geschrieben hatte, und las dann eine feine kleine Erzählung über einen von ihm in Begleitung eines englischen Touristen unternommenen Besuch in Ferney vor, die damit schloß, daß der Engländer Voltaires letzte Haltung gegenüber der Marquise du Chatelet anerkannte als ein Benehmen, dessen er selbst trotz seiner strengen Prinzipien nicht fähig gewesen wäre.

Wir äußerten uns mit Wärme über die Kunstform der kleinen Geschichte, und der Abend schien harmonisch enden zu sollen, wie er begonnen, als der Teufel in Goldschmidt zu fahren schien und er, zu mir gewandt, in scharfem Tone sagte: „Voltaire war kein Atheist!“ „Das ist bekannt,“ lautete die Antwort. — „Er glaubte an Gott und baute ihm eine Kirche.“ — „Das weiß ich; freilich war Voltaires Gottesbegriff sehr unbestimmt und nur ein letzter Rest des überlieferten.“ — „Gleichviel, er glaubte an Gott. Glauben Sie an Gott, Henrik Ibsen?“ — Ibsen, den viel Belangloseres schon in Verlegenheit brachte, erwiderte verlegen über diese Inquisition: „Allerdings.“ — „Dann

begreife ich nicht, wie Sie mit einer Persönlichkeit wie Brandes verkehren können, der an keinen Gott glaubt." — Ich war sehr überrascht. Im Augenblick herrschte bei mir kein Zweifel, daß wir eingeladen worden waren, damit Goldschmidt diese Frage anbringen konnte. Ibsen antwortete mit steigendem Unbehagen: „Ich weiß nichts darüber, an was Brandes glaubt oder nicht glaubt, habe nie mit ihm darüber gesprochen und fühle mich auch nicht dazu veranlaßt."

„Glauben Sie vielleicht an Gott?" fragte mich Goldschmidt jetzt. Ich bemerkte, daß die Beantwortung dieser Frage eine Voruntersuchung erfordere, was der Fragende unter Gott verstände: einen alten Mann im Himmel mit weißem Bart? Bräutigam und Sohn der Jungfrau Maria? Das Wesen, das die Weltkörper aus dem Nichts schüfe? Oder die Allnatur? Oder das sogenannte Göttliche in der Natur und im Menschen? Und so weiter. Diese Voruntersuchung wäre doch zu umfassend, um so spät abends abgeschlossen werden zu können. Ich zöge es deshalb vor, aufzubrechen. — Wir gingen beide verstimmt unserer Wege.

Wie gesagt, damals zweifelte ich nicht an Goldschmidts Absicht, einen Bruch zwischen mir und Ibsen herbeizuführen. Später sah ich ein, daß er dazu meine Gegenwart nicht nötig gehabt hätte, daß er mich in wohlwollender Absicht eingeladen habe, daß im Verlaufe des Abends seine schwierige Sinnesart die Oberhand über ihn gewonnen hätte.

Nach mehreren Jahren der Verstimmung war es mir lieb gewesen, in diesen Wochen endlich mit einem Mann wie Goldschmidt in ein normales Verhältnis gekommen zu sein, einem Mann, dessen literarisches Talent so groß und so unzweifelhaft war; nun verstand ich, daß sich die Freundschaft nicht halten ließ.

Diese kleine Episode veranlaßte allerdings keinen Bruch; dieser ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Einige Zeit nach meiner Heimkehr nach Dänemark war in einer Gesellschaft von mir die Rede, und irgend jemand erwähnte, daß in einer großen englischen Zeitschrift ein anerkennender Artikel über mich gestanden hatte. Goldschmidt bemerkte abweisend, daß dies nichts zu sagen hätte; man wisse schon, mit welchen Mitteln ein solcher Artikel erreicht würde. Ein anwesender naher und zuverlässiger Freund von mir bemerkte, er wünschte, daß meine Finanzen so beschaffen wären, um mir die Bestechung großer englischer Organe zu gestatten; dazu wäre sicherlich eine erkleckliche Summe nötig.

Goldschmidt hatte wohl kaum an Geld gedacht; aber auf jeden Fall war die Aeußerung bösartig, und als er mir nach kurzer Zeit auf seinem gewöhnlichen Spazierwege, dem damals sogenannten Liebespfade, jetzt der Böschung, begegnete, und mir mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Bedauern darüber, daß er mich so lange nicht gesehen, entgegenkam, — da erklärte ich ihm mit der Heftigkeit der Jugend, daß ich ihm nie wieder einen Besuch machen oder mit ihm verkehren wolle und weshalb. Er geriet in gründliche Verlegenheit und suchte sich stotternd auszureden, machte mir Vorwürfe, daß ich an „Zwischenträger" glaube; aber ich blieb bei dem, was ich gesagt, und wir trennten uns für immer. Seit der Zeit hatte ich einen Feind in ihm, er sprach schlecht von mir, wenn er mir auch nie das geringste zuleide getan hat. Wäre ich zwanzig Jahre älter gewesen, so hätte ich jene Aeußerung über den Zeitschriftenartikel ungerügt hingehen lassen, wie ich es nachher mit so vielen hundert ähnlichen getan; aber ich befand mich in dem Alter, wo man die souveräne Gleichgültigkeit noch nicht erreicht hat.

(Fortsetzung folgt.)

# Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

Das weiße Schloß Piliza lag einsam in der Morgenfrühe. Die weiten Rasenflächen und die roten Glutnelken der Beetumfassung schimmerten in bläulich kühlem Lichte. Drei schlanke, lichtgewandete Mädchen schritten aus dem eisernen, glasdurchbrochenen Portal, das ein Diener geräuschlos vor ihnen aufgetan, auf dem Kieswege schweigend entlang, über den weiten Platz vor der Schloßfront, und nahmen die Richtung in einen Seitenflügel; in der Kühle eine jede von einem leiswogenden, weiten Spitzenhute beschattet und in der strenggehaltenen Linken ein sammetnes Gebetbuch. Ein Frühglöckchen ertönte in die Morgenluft. In dem weiten, verlassenen Park begannen langsam die weiten Rasenflächen warm zu leuchten. Ein Zug Krähen erhob sich irgendwo kreischend aus einer Gruppe mächtiger Silberpappeln an der Mauer und zog fort. Dann hörte man nur unaufhörlich die Wildtauben gurren und nach Pausen die Goldamseln ihre kleine Kadenz immer wieder neu herunterflöten.

Es war ein Sommermorgen. Im Schlosse ruhten noch die Alten. Die Diener gingen geräuschlos um, vom vergangenen Tage Ungeordnetes zu ordnen und zu stäuben. Was in der hellen Jugend mit den Gebetbüchern in der Hand geschwiegen hatte, daß ein jedes der Mädchen nur scheu gewagt, in die klare, kühle Morgenluft auf- und von Auge zu Auge zu blicken, und sie jetzt längst versunken saßen in die Flüsterworte des jungen Bruders vor dem Altar in der kleinen Schloßkapelle, das lag als Gespött in den fröhlichen Jungfern, die die Rahmen der Möbel eben mit weißen Tüchern abstrichen, und als pfiffige Neugier in den leinenkittlichen Dienern, die sich dann und wann leise etwas mitzuteilen, vor sich hin zu sinnen und zu lachen hatten.

Der alte, mächtige Adelsmarschall, ein entfernter Verwandter des Schloßherrn, der gestern unerwartet angekommen war, hatte am Abend mit seiner lauten, rücksichtslosen Stimme alles wie heimlich aufgewühlt, obwohl ihn der ehrwürdige, heitere Schloßherr sehr bald einsam in sein Zimmer genommen hatte, damit nicht auch die Jungen, in ihren abendlichen Spielen und Mitteilsamkeiten auf den mondbeschienenen Terrassen und auf den Silberwiesen und unter den Sternen, von der harten Art und Offenheit ernüchtert und erschreckt würden, die herzlos nichts scheute und nun gar auf zarteres Frauenfühlen sich nie groß besann. Der alte Adelsmarschall hatte sozusagen am Ende gewütet, daß man es durch mehrere Zimmer hören gemußt. Daß die alte Gräfin mit unausgesprochener Ablehnung ihren einsamen Salon verlassen und sich in ihre im andern Flügel gelegenen Schlafgemächer frühe zurückgezogen. Alle hatten schließlich bald gewußt, um was diese Ausbrüche jetzt nicht zu halten waren. Auch die jungen Leute, der junge Graf Franz und die Mädchen waren heimlich erschüttert davon, wie sie sich auch noch am Abend gestellt hatten in arglosem Wandeln und in Worten. Alle hatten sie mit peinlichem Gefühl der Zusammenkunft mit dem jungen Michael entgegengesehen, der noch in später Nachtstunde angekommen war, und jetzt eben in totenähnlichem Schlafe lag. Wie der Hofmeister mit dem Leibjäger das Wohnzimmer des Schloßherrn musterte und den Rauchtisch des Herrn selber sorglich rückte und stellte, besah er lachend den großen, silbernen Aschen-

becher und zählte mit Gewichtigkeit nicht weniger als dreizehn Reste von den großen Zigarren, die der Riese Goliath — wie ihn die Diener untereinander heimlich nannten — in der Zornflut seiner Reden aufgeraucht hatte, dabei immer wieder mit Aplomb in den Winkel speiend mit Räuspern und Scharren der Kehle und Schnauben und Stöhnen, wie ein mächtiges Tier unter Wasser.

Jn Jung und Alt lag es jetzt noch wie dunkle Gewittergründe. Der alte Graf Gregor hatte im Traume wie einen Alb gefühlt. Der junge Graf Franz, der jetzt im Frühlicht draußen an einem Felsen aus Nebelgrauen ein Schwein beschlich, fühlte die Stille, als verhallte Geschrei, und sah mit Kummer in den Mienen über die Nebel des Flusses in der Tiefe, die wie Opale im Morgenlicht lagen. Und die Diener raunten es sich allenthalben immer wieder zu, daß, als der Wagen mit dem jungen Michael im Schloß eingefahren, der alte Adelsmarschall gar nicht imstande gewesen war und es um keinen Preis geduldet hätte, noch gleich mit dem Sohne zusammenzutreffen. Daß Erlaucht, der junge Graf, ohne Empfang nur vom Diener in sein im ersten Stock gelegenes Zimmer durch die matterleuchteten Gänge wäre emporgeführt worden, ohne auch seinerseits nach jemand zu fragen. Daß die Alten gesessen — und gesessen hätten, von der Zeit an gedämpft redend — immer wieder auf die Vergangenheit und die Geschicke und Jrrtümer kommend, die an der Zerrüttung dieses eigentümlichen Menschen schuld sein sollten.

* *
*

Graf Michael glich seinem Vater in nichts. Seine Gestalt war klein, sein Gesicht schmächtig und mager, bleich, fast gelb. Sein Haar war schlaff und wie Kohle — auch Brauen und Wimpern von derselben Finsternis. Sein Auge scharf und lachend, oder sengend und müde — immer müde. Er hatte immer eine nachlässige Gebärde. Fast mit Absicht etwas Verachtendes und Wegwerfendes. Wenn er saß, lümmelte er sich. Wenn er sprach, näselte er oder gab seinen Worten sonst sonderbare Zutaten von Geräuschen. Er machte den Mund mit den großen, weißen Zähnen weit auf und formte ihn rund, wenn er mit sanftem Tone, besonders gedämpft, eindringlich wurde. Er nahm die Zigarette, die fast nur während des Essens aus seinem Munde kam, mit absichtlicher Sonderlichkeit und trug sie sozusagen dem andern, der vor ihm stand, viele Male als Beweismittel seiner Jdeen vor die Augen. Er hatte etwas im ganzen Wesen, was wie eine dämonische Grazie unhaltbar und hart anmutete, scharf und verführerisch. Und weil er immer müde und wie geistreich gleichgültig gegen alles war, so buhlte man um ihn, obwohl alle wußten, daß er Vermögen, Ehre und Ansehen und seine Ruhe einer ungebändigten Genußsucht, wenn es über ihn kam, opferte. Uebrigens war Graf Michael hochgebildet, hatte gelehrte Bücher über Politik und das Finanzwesen geschrieben und war Abgeordneter, der blendend zu reden wußte, mit einem Zug von genialem Hohn, wie keiner sonst im ganzen Hause. Er war außerdem ein großer Schwärmer, der die französischen Poesien des Verfalls über alles liebte, und wenn er in schöner Gegend auf dem Lande, dem Genießen fern, sein Leben mit Melancholie rückschauend ansah, näselte er stets mit müdem, klagenden Ausdruck seiner

brennenden Augen Verlaine-Verse vor sich hin, daß sein Vetter, der junge Graf Franz, ihn oft dabei lange lächelnd betrachten konnte, und machte auch Verse in diesem Geiste oft selber und hing heimlich daran, wie an einem Glück.

Graf Michael hatte sich gleich nach seiner nächtlichen Einfahrt, ohne von dem Imbiß auf dem Tische etwas noch zu nehmen oder den Wein zu berühren, der dastand, schnell seine Stirn und Schläfen mit Wasser gekühlt, ausgekleidet, war in ein kühles Nachthemd gefahren, das sein Kammerdiener ihm hinhielt, und hatte befohlen, ihn nicht zu wecken, bis er selber erwachte.

Aber er erwachte nicht.

Der Morgen war licht geworden. Die Damen des Schlosses waren mit roten und ponceaufarbenen, großen Schirmen und breiten Hüten über die grünen, kühlen Rasenflächen unter die Eichen zum Frühstückstisch gekommen. Man hatte dann — als wenn man absichtlich alles vermied, was auf den Abend vorher und auf Graf Michael Bezug nähme — ohne Rücksicht eine Wagenpartie zu den Herden in die Weidegründe verabredet, und die jungen Mädchen mit Graf Franz lachten längst draußen fern im Lichte über den alten wolligen Hirten, mit dem sie sich über das Leben und über die Innerlichkeit der Schafseelen eindringlich und nicht ohne Neckerei unterhielten. Graf Michael lag noch immer und schlief wie ein Toter.

Auch die alte Gräfin hatte im Wagen das Schloß verlassen, um in ein Altersasyl zu fahren, das sie aus eigenen Mitteln für Frauen gegründet, und wo sie stumme, liebende Arbeit tat, angebetet fast von den zitternden, dem Grabe zuwankenden Mütterlein und berührt von den verkrümmten, mageren Händen der Alten wie eine Wundertäterin, oder berührt auch ihre schlanke, behandschuhte Hand von den nervös zuckenden, welken Lippen, die nicht Grenzen fanden, die Ergebenheit und Dankbarkeit auszudrücken.

Graf Michael erwachte nicht. Er schlief wie ein Toter. Der Diener sah in sein Gesicht, dessen Mund offen stand. Graf Michael sah aus wie das lebendige Leiden, wie angenagelt ans Kreuz — wie er die Hände so ausreckte — die dunkelhaarige Brust frei, weil der Knopf am Nachthemd gerissen. Der Diener wagte ihn nicht zu wecken.

Auch wie der alte Graf Gregor, von seinem Jäger begleitet, langsam Schritt um Schritt auf dem Kiesweg entlangspazierte — und sich unter die Eichen setzte, die Zeitung in Händen, und wie der mächtige, zausbärtige, greise Adelsmarschall mit kurzen Schritten eilig herankam — gedämpft und mit scheinbarer Heiterkeit grüßend und das Geschrei des Abends gleichsam vergessen machend — hatte der junge Michael nicht einmal seitdem die Lippen bewegt und lag in seinem Innersten ausgeblasen und versunken. Und trotzdem der Diener des jungen Herrn den Vater kannte und seine Ungeduld fürchtete, wagte er doch nicht, den jungen Grafen wider Befehl zu wecken, weil er wußte, daß, was der Vater im Jähzorn und in der Fülle und Wucht des Leibes und der Würde war, der Sohn war in unerbittlicher Wegwerfendheit und Verachtung. Der Diener wagte nicht ihn anzurufen. Michael schlief, als hätte er ein Jahr nicht mehr die Augen zugetan.

* *
*

Erlaucht, der Riese, hielt seinen Sohn für einen völlig verlorenen Menschen, der in allem von den Wegen abwich, die seine Ahnen und sein hochklingender Name ihm ein für allemal vorschrieben, wie sich der mächtige Zausbart im Zorn ausdrückte. Der ganze Winter war in Aergernissen vergangen. Einmal schon, weil der junge Graf im Parlamente freiere Ansichten bekundet und beinahe einen Bruch mit seiner angestammten Partei herbeigeführt und den Alten und sein Haus damit bloßgestellt hatte. Dann aber vor allem, weil er in den Zeiten der großen Kälte nach Weihnachten bald in eine Affäre verwickelt gewesen, über die schließlich trotz der großen Verschwiegenheit, die darüber herrschte, dem Alten doch so viel klar geworden, daß es sich dabei geradezu um eine lächerliche oder gar krankhafte Verstiegenheit von Ehre gehandelt hatte.

Graf Michael lebte in der Hauptstadt in der Tat von Monat zu Monat ein haltloses Genußleben. Aber er war trotzdem überall begehrt und willkommen geheißen. Er brachte, so müde und lässig er eintrat, in Salon oder Klub, immer in seinen glimmen Augen ein flüchtiges Schelmenstückchen, worüber man lachte, oder entwickelte — während über Spitzenroben und Uniformen bisher ein drückendes Herkommen, wie der blaue Rauch der duftigen Zigaretten sich gedehnt hatte — im Feuerschein des Kamins plötzlich mit versorgter, kummervoller Miene ernsthaft Ideen, von denen die jungen Militärs und die verbindlichen Herren im Frack, nun gar erst die in leuchtenden Seiden und Spitzen herumlächelnden und huschenden, lieblichen Komtessen erst im Laufe der Zeit merkten, daß es sich nur um spaßhafte Kombinationen und nicht etwa um Wirklichkeiten gehandelt. Aber Graf Michael konnte auch tiefernst sein, wenn er jemand dessen für wert hielt, was nur sehr selten geschah. Und noch mehr, er konnte rücksichtslos sein, und es war nicht möglich, ihn abzubringen von Haß und Zorn, wenn er innerlich aufgewühlt und in seinen Anschauungen von Geschmack und Anstand empfindlich getroffen war. Und Graf Michael, schmächtig und zart und geschmeidig und verbindlich, wie er war, haßte wohl mit einem sicheren Blick, und zürnte mit einem gedämpften Wort, wie ein spitzer Dolch, aber vergab nur, nachdem die Entscheidung gefallen war und ihn abgekühlt hatte in allen Edelmannes Ehren.

Es war gegen Mitte Februar gewesen, daß ein Fastnachtsball bei der Fürstin, die Graf Michael besonders wegen seiner Extravaganzen protegierte, zu einem kleinen Skandal ausgeartet. Die Fürstin bemühte sich längst, Graf Michael „zu beruhigen", wie sie sich jedesmal scherzend ausdrückte, wenn sie ihm gnädig die Hand zur Begrüßung hinhielt. Sie war eine junge, sehr muntere und übermütige Frau und machte ein großes Haus. Ihre Gesellschaften hatten einen besonderen Charakter, weil sie ein wenig Gemütsbewegungen heimlich unter den köstlichen Roben und unter den Uniformen und Ordenssternen zu entfachen wußte und für gut fand. Die jungen und unverheirateten Diplomaten und Offiziere kamen hin mit eigenen Spannungen, weil die Fürstin jedem vorher scherzend den oder jenen lustigen Wink gegeben und ihm die Augen drollig ein wenig geregt hatte. Auch Künstler kamen. Und das gerade war es auch, daß die Fürstin es interessant fand, Männer und Frauen nach Geist, nicht nur nach Namen ein wenig füreinander anzuregen. Graf Michael war auf dem Fastnachtsball ärgerlich erschienen. Man stand in dem Mittelsaal des fürstlichen Palais an den Wänden herum, und auf den spiegelnden Parketts bewegten sich ununterbrochen Paare in fröhlichem Reigen.

Graf Michael war verspätet gekommen, weil er im Klub beim Spiel gesessen, und ziemliche Verluste ihn zuerst nicht gleich losgelassen. Bis er sich doch noch an die Zeit erinnert und an sein bestimmtes Versprechen, das ihm die Fürstin mit gewinnender Fröhlichkeit abgenommen. „Ich werde Ihnen eine besondere Ueberraschung bereiten", hatte sie in ihrer neckenden Art gesagt. Nun also war Graf Michael eilig aus dem Klub heimgefahren, hatte sich in die Uniform eines armenischen Großen geworfen, die ihm erlesen stand, mit Prunkstücken von Dolchen im Gürtel und einem Schwertgehänge von Gold und Steinen — mit Prachtstickereien in dem Jäckchen, das um die Arme dem Rücken strenge Form aufzwang, und dem Pelzbarett mit Feder und buntem Steinwerk, das blinkte. Aber als er eintrat, geärgert noch heimlich von den Mißerfolgen am Spieltisch, die nun schon wieder seit Wochen gingen, daß sein Portefeuille bedenklich sich leerte, auch geärgert, daß er nicht gleich über all den Tanzenden die Herrin des Hauses sehen konnte, war er bei einer Gruppe junger Diplomaten der Hocharistokratie stehen geblieben, sich ein paarmal leicht begrüßend, und hatte schweigend einigen grob verfänglichen Auslassungen über die Tochter des Ministers Franzius, über Frl. Alice, zugehört.

Fräulein Alice war ein bürgerliches Mädchen und ohne großes Vermögen. Graf Michael kannte sie kaum. Sie war ohne jede Acht, eine schlanke, geschmeidige Brünette, geistig rege und in allem frisch und wahr mitten in der Fröhlichkeit, tanzte aus der innerlichen Hingabe so sanft und schwärmerisch und zog die Blicke nach sich in ihrer Jugend und in ihrem Blühen. Ihr junger, dunkler Kopf ragte aus den einfachsten, strengsten Linien des nur noch durch einen Kettenschmuck gehobenen, blassen Kleides frei und sicher auf, bestimmt und ablehnend. Graf Michael hatte sie ein paarmal schon in Gesellschaft begegnet und nie groß angesehen, weil er im Grunde ein Weiberverächter war — wie so viele, die nur Frauen kennen, die sich nicht hochhalten, sich berauschen wollen und sich wegwerfen.

Jetzt sah Graf Michael den Grafen Philips lange an — und schrieb sich innerlich etwas ins Gedächtnis dabei. Er sah Graf Philips ewig an und im Kreise der jungen Lebemänner einen nach dem andern — und lächelte — weil er eigentlich nicht beim ersten Eintreten gleich einen Streit vom Zaune brechen wollte. So erbittert und gereizt er schon war. Er war auch zu der Gruppe, die noch immer lachend dastand, zögernd, nachdem er sich nach der Fürstin vergeblich umgesehen, zurückgetreten. Und war dann doch, ohne zum Entschlusse zu kommen, mit vergilbten Mienen und zernagt durch den Saal bis zur Fürstin vorgedrungen. Aber der Scherz der Fürstin, die ihm trotz Verspätung gnädig die Hand zum Kusse hinhielt, die er zweimal küßte, vermochte ihn nicht gesprächig zu machen. Er hatte an dem Abend dann lange dagestanden. Die Fürstin hatte ihn geneckt. Sie hatte ihn gefragt: „Nun — wen meinte ich?" Sie hatte ihm geschmollt. Sie hatte ihn aufgezogen: Er hätte wohl wieder ein paar Hunderttausende beim Spiel verloren, wie im Winter vorher! Das schien er wie wehmütig zuzugeben. Aber er war sonst nicht zu gewinnen — er sah seine reich strotzende Maskierung an — und oft in die Tanzenden und suchte und sah manchen Kopf, der fliegend an ihm vorbeiwippte, und dessen Diadem im Haar schwankte. Er sah und dachte — und war schließlich müde ohne Abschied verschwunden.

Aber am anderen Tage hatte er seine Sekundanten an Graf Philips gehen lassen, ihn unter erschwerenden Umständen zu fordern wegen der Aeußerungen, deren unberufener Zeuge er gestern hätte sein müssen. Und das Duell hatte auf einem Gute im Eichengehölz stattgefunden, so daß sein Gegner eben jetzt im Bade die letzten Reste seiner Verletzung zu beseitigen suchte. Niemand hatte groß gewußt, weswegen. In der Ferne hatte man von einer Eifersuchtsaffäre gemunkelt, ohne mehr als nur die Anfangsbuchstaben der Beteiligten zu nennen, und schließlich wußten Eingeweihte, und das war die Fürstin, der Graf Michael es selbst erzählt hatte — und deren Vertraute es sicher, daß es um Alice gewesen war.

* *
*

Eigentlich war in der augenblicklichen Krisis, die der krankhaft irre, unverantwortliche Leichtsinn Michaels nun schon wiederholt und jetzt in ganzer Stärke neu heraufbeschworen hatte, nicht viel zu tun. Das begriff niemand so klar, wie der alte Graf Gregor, der allein auch ein Recht hatte, dem Adelsmarschall in seine stummen Unruhen, die jetzt am Morgen dem Toben der vorigen Nacht gefolgt waren, hinein Ratschläge zu geben.

„Was geschehen ist, ist geschehen", sagte der heitere Schloßherr ein paarmal. „Es war bei uns nicht viel anders. Wenn wir Unglück hatten im Jeu, gewannen wir auch nichts", lachte er freundlich. „Und wenn du nicht so toll dahinter warst wie Michael, der ja das Spiel nimmt, wie die Stationen einer Wallfahrt, bis er beim letzten Leiden angekommen ist —"

„Nun", sagte der jähe, verzweifelte Alte, gespannt aufmerkend: „In allem waren wir anders. In allem — wir hatten uns in der Gewalt, wir spielten zum Zeitvertreib einmal und hörten auf, wenn es sozusagen der Anstand erforderte."

„Na, na!" lachte Graf Gregor, „manchmal schon — manchmal auch nicht", sagte er gütig.

„Ja, aber dieser Bengel", fuhr der Adelsmarschall aufgebracht fort, ohne zu hören, was Gregor weiter gesagt hatte, „vergißt Essen und Schlafen — er vergißt Ehre und Leben — er verspielt sein Hemd und seine Seele — dort wird geraubt und geraubt bis zum letzten Blutstropfen."

„Das ist mir übrigens unbegreiflich", sagte Graf Gregor, „daß man unter Freunden auf so etwas eingeht!"

„Freunde", schrie plötzlich Erlaucht, der alte Verächter empört. Aber er besann sich und sagte lange nichts weiter, weil seine Lippen bebten. Bis er an den heiteren, sanften Schloßherrn dicht herantrat und fast gebückt und entwürdigt flüsterte: „Er spielt ja gar nicht im Klub — er spielt nicht mit Freunden — er spielt in jeder Spelunke der Hauptstadt, er spielt in jedem obskuren Winkel — in einer niederen Animierkneipe spielt er — in einer dreckigen Konditorei — in einem stinkigen Loche war es — mit einem armenischen Hunde war es — mit einem verwahrlosten Kerle vom Viehmarkt mit der großen, gelben Geldkatze und einem verlotterten Kittel war es." Des Alten Worte überstürzten sich. Er konnte vor Aufregung nicht weiter reden.

Graf Gregor sagte auch nichts, sondern besann sich.

Michael hatte wirklich in der letzten Woche in solchem Loche wieder ein Vermögen verspielt — Hunderttausende. Die Zeit war gekommen, wo die Summe an den schlauen, strupphaarigen Viehhirten und Händler bezahlt werden mußte. Wer sollte nun zahlen? Graf Michael besaß ein Gut aus der Erbschaft seiner Mutter. Das hätte wohl gerade hingereicht. Es war ein altes Familienstück. So etwas einfach hinzugeben tut man doch nicht. So hatte er sich an die Fürstin um Vermittlung gewandt, und diese hatte es dem Grafen Gregor — und dieser es schließlich dem alten Adelsmarschall beigebracht. Nun war der Vater gekommen — und der Sohn — und man saß davor, die Sache in Ordnung zu bringen. Nur mußte man sehen, wie? Auch Graf Gregor konnte einstweilen nicht recht sehen, wie das bei den jähzornigen Ausbrüchen und Aufgebrachtheiten des alten Riesen noch einmal gelingen sollte.

* *
*

Der junge Michael erwachte lange nicht, obwohl er tausend Bilder und Farben im Geiste schweigend umgehen fühlte. Der Kammerdiener hatte es längst gemerkt, daß er im Halbtraum lag, und fühlte instinktiv, daß er gleich erwachen mußte. So breitete er in der gewohnten Weise die Kleidungsstücke auf einem Seidensessel in der Nähe des geblümten Himmelbettes aus und stand mit dem Taghemd in der Hand, wie ein stummer Götze. Michael erwachte plötzlich und warf die Beine um. Die Sonne quoll kringelnd über den Velours des Teppichs und malte eine zarte Vision vor seine Füße.

Der bleiche, dunkle Mensch besann sich, wo er war. Als er im Hemde ans Fenster trat, hielt sich der Diener einige Schritt zurück. Dann sah Michael den Diener lange an, wie er es auch oft so in der Geselligkeit zu tun pflegte, und begann gleich darnach achtlos mit dem Bade. Toilette machte der junge Graf immer mit erlesener Sorgfalt. Aber er hatte sich schon zum Spiegel noch in weißen Unterkleidern feierlich niedergelassen, und der Diener rasierte ihn säuberlich, ohne daß auch nur ein Wort oder ein leises Räuspern über seine Lippen gegangen. Er konnte einen ganzen Morgen stumm sein, unterdessen er Zigarette um Zigarette anglomm — rauchte, mit verkniffenem Blick in den Rauch sah und auf das Glühstück — und die Zigarette in den Mundwinkel kniff oder verächtlich in den Aschbecher warf, wenn nichts mehr daran zu verbrennen war.

Was er zu erwarten hatte, war ihm in diesem Augenblicke ebenso unklar wie den andern. Weswegen er eigentlich gekommen war, begriff er jetzt im Nüchternen, wo er gar keine Illusionen hatte, gar keine Anwandlung von Güte oder Bereitschaft — ganz und gar nicht. Es ging ihm einige Male fast wie eine Abwehrgeste durch den Körper, wie einfach abreisen — alles lassen, versuchen vielleicht, mit dem jungen Franz oder einigen Freunden die Angelegenheit auszugleichen. Die Vorstellung, daß er sich an die Fürstin gewandt, drückte ihn flüchtig, wie eine Schmach. „Es ist ja doch alles Farce", dachte er gleich danach. „Im übrigen müssen ja die alle ihre Sensationen haben. Wir sind alle Aristokraten", dachte er, „denen sonst das Leben langweilig wird", lachte er vor sich

hin. Das war der erste Laut, den er für den Diener vernehmlich von sich gab. Und er sagte dazu, wie ganz in der größten Seelenruhe: „Hast du etwas gehört, wer alles auf dem Schlosse ist? Ist denn unser gnädiger Herr da? Ist Erlaucht gekommen?“

„Sehr wohl, Herr Graf!“ sagte der Diener willfährig.

Des jungen Grafen Gedanken waren dann nur mit Erwägungen erfüllt, wie er dem Skandal entgehen könnte und die Summe aufbringen, wenn der alte, gnädige Herr, wie er den Koloß, seinen Vater nannte, mit ihm ein für alle Male — nein — das ging ferne vorüber an ihm. Denn es bejahte sich sogleich in ihm, wie er an seinen Vater dachte, die Ehre und die Macht der Familie so stark, daß er der Sache jetzt mit einiger Vernunft, ja fast mit Ruhe entgegensah. Daß er sich einredete, daß jetzt alles längst gut eingeleitet wäre, und auch zu einem friedlichen Ende wie schon früher aus harten Krisen führen werde. Der Kaffee hatte ihn zu erfrischen und froh zu machen begonnen.

Außerdem liebte er die weiten, einsamen Parkwiesen. Er war ans Fenster getreten und sah durch einen Spalt des Vorhangs ins Freie. Hier war er als Kind schon gewesen. Hier hatte er als Kind schon mit wehmütigen Blicken den Jungfern nachgesehen und nie gewagt, eine anzurühren oder zu küssen. Hier stieg manche Erinnerung auf, wie süße, reine Jugend mit den verheißenden Heimlichkeiten, und zog ihn jetzt wie ein fernes Lied und machte seine Seele fast träumen. Wie ihm der Diener sorglich den Damastbund um den hohen Kragen band und die echten Perlenknöpfe an den Manschetten rückte, konnte er nicht stille stehen, sondern zog langsam den Hantierenden von neuem ans Fenster, um in die Kuppeln und Kronen der alten Baumriesen und in die Wiesen hinauszuschauen und hineinzuhorchen in das Gurren der Wildtauben, die unaufhörlich neu einsetzten, und in die Pfiffe des Pirols. Es war ihm, als wären die wüsten Nächte und wilden Taumel, die fast irren und dämonischen Zwänge, in denen er eingeschraubt von unsichtbaren Mächten am Rundtische der kleinen, widerlich riechenden Spelunke und wer weiß wo noch zugebracht, völlig versunken unter frischer, freier Sommerluft. Und wie in einer Anwandlung von leichter, freier Bewegung befahl er, fast errötend lächelnd, dem Diener, ihn bei der alten Gräfin und den jungen Damen zu melden. Aber vor jeder Tür, wo er harrte, um seine sommerliche Begrüßung zu sagen, hörte er, daß niemand zu Hause, daß man ausgefahren wäre. So besah er sich schließlich in den Alleen des Parkes einsam die neuen sonnenbetupften Wege, auch einige neue Brückenbauten über das müde fließende Bachwasser, und dann den weißgetünchten, kleinen Vestatempel, den Komtesse Melanie in diesem Frühjahr nach eigener Zeichnung hatte errichten lassen. Auch die beiden alten Herren waren ohne den jungen Grafen abzuwarten in die sommerlichen Felder des Vorwerkes hinausgefahren, um irgendwo dort am Rande eines jungen, strotzenden Eichenwaldes den neuen Dampfpflug mit seinem animalischen, schnaubenden Getön die weite Tafel des Stoppelgeländes frisch aufbeißen und umwerfen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gedichte.

Von Max Mell.

## Ballade vom Frühling.

Du siehst geballte Wolken niederdrücken
das braun' und dunkle Land, als ob es läge,
ein Leib, luststöhnend auf dem Rücken,
die ganze Luft schwingt von Entzücken,
drin mußt du hingehn! Alle kleinen Wege!
Verführerisch fühlst du dich angehaucht,
mußt stehn in junges Licht getaucht,
mußt leichte Schritte tun
in grünem Kleid und Schuh'n.

Glüh' ihr höher, Herz und Wangenröte!
Schmalem Fuß, von süßem Tau genäßt,
seh' ich nach und brauch' zu meinem Fest
nichts als Schilfrohr, doch gestutzt zur Flöte,
nichts als Luft, schmelzend durch sie gepreßt.
Und ich ersinn' das Lied
von dem, was ihr geschieht.

In einem Augenblick, sie wird's nicht wissen,
geschah's in Licht, das ab von Wolken fiel,
oder in ihren raschen Finsternissen —
sie sah des Baches zitterndlichtes Spiel
und warf sich hin an ihm, es kam
ihr halb in Angst, halb ohne Scham:
„Hier will ein Gott dir nah'n,
Stier, Wolke oder Schwan."

---

## Ballade vom Sommer.

Er kam in das blühende Land,
wo Fruchtbaum an Fruchtbaum stand;
in die Quellen hielt er die Hand
und schloß ihren Ursprung mit glühend versiegelndem Brand.

Die Sonne auf sein Geheiß
schärft den unentfliehbaren Strahl,
und die endlose Straße stäubt weiß,
und die Felder seufzen gebräunt und strecken sich ganz übers Tal.

Und den Schlauch der Winde, er band
seine flatternden Bänder auf,
und der Sturm ergriff das Gewand
der schlummernden Berge und wühlte es brünstiger auf.

Der Wolken fröhlicher Zug
ward schwer zusammengeschnürt;
es stöhnte der Berg, der sie trug,
eh' sie stürzend den Boden verdunkelter Täler berührt.

Und wie kam's, daß er sich besann?
Denn er nahm das lauterste Gold
der Sonne weg, und es rann
in die Frucht, die wegspringt und nacktem Fuße hinrollt.

Unter Garben, mächtig gefügt,
liegt er still, bis die Sonne sinkt,
und schweigt und lächelt vergnügt,
wenn die Grille betäubend schreit und die Heuschrecke über ihn springt.

Und mit dem Wagen, der schwer
sich am Abend mit Garben belud,
geht er müd' und stolpernd einher
und geht ihm durchs Scheunentor nach und schließt es hinter sich gut.

---

## Ballade vom Herbst.

Der Herbst hat sich hinaufgesetzt
in einen knorrigen Apfelbaum.
Ich sah ihn ja und sprach: schon jetzt?
und achtete dann seiner kaum.
Bis mir, bestreut vom Schattengold,
das sich bewegte, hin und her,
ein Apfel vor die Füße rollt',
von Kraft und Kernen überschwer.

Da sagt ich mir: und deine Kraft?
Und dein Ergebnis und dein Kern?
Hast du gehaust einsiedelhaft
noch immer wie auf fremdem Stern?
Wie geht der Tag? Wie geht die Nacht?
Wie geht die Zeit? Kennst du den Schritt? —
Zu Mitternacht bin ich erwacht
und ging mit ihr bedächtig mit
bis an den Abgrund, den sie stumm
hinunterstürzt so wie ein Stern.
Da weinte ich und kehrte um.
Dies mein Ergebnis und mein Kern.

So lag und sann ich unterm Baum;
Des Herbstes Schatten traf mich kühl.
So stand ich auf. Und weiter Traum
band sich in mir mit Jetzt-Gefühl.
Der eine Apfel fiel mir zu:
o Herbst, den zweiten breche ich!
Und tat's, in guter Ernteruh, —
als mich ein Schaudern doch beschlich.
Es dunkelte, ein Wehen ging,
drin raunte eine Sage nach:
wie in der Frucht ein Schicksal hing,
die sich Proserpina einst brach.

## Ballade vom Winter.

Wie heute die Träume funkelten,
das zaubr' ich mir nicht mehr vor,
weil sich wie in nachgedunkelten
Gemälden ihr Schönstes verlor.
Und wie niedrige Schächte,
von Oellampen dürftig erhellt,
laufen jetzt die Nächte
unter der Welt.

Denn du kamst, du kamst, den ich hasse,
ich habe dein Kommen gehört,
drum ist auch der Tag, der blasse,
Wie ein Wrack zerstört.
In die Höfe der Häuser bringst du,
durch jedes halboffene Tor;
hinter Straßenecken springst du
plötzlich hervor.

Du peinigst mit deinen Zangen
den Wind, daß er winselt und schreit;
nimmst Wasser und Atem gefangen
und belastest mit Nächten die Zeit.
Mit tausend Speerspitzen vermagst du
zu kämpfen, blendend bewehrt,
wie ein Hunnenkönig jagst du
auf dürrem Pferd,

verfolgst du, die Geißel umklammernd,
den Schnee, der uns wohltut und liebt,
daß er schlagend ans Fenster und jammernd
durch erstorbene Gassen stiebt. —
Und still wird's. — Kannst du ermatten?
Wer sich jetzt aus der Stadt wagt, wird sehn
im Schneefeld Fußstapfen voll Schatten
ins Abendrot gehn.

# Randbemerkungen.

### Mensch unter Menschen.

Betrachtungen von August Strindberg.

Galeerensklaven des Ehrgeizes.

Balzac spricht an einer Stelle von den Galeerensklaven des Ehrgeizes und schildert deren Zustand ungefähr wie Homer Tantalus, Ixion und die Danaiden. Sie werden unaufhörlich von ihrer Leidenschaft gejagt, überlegen zu sein, vor allen andern gesehen, gehört zu werden. Darin glänzt die Bosheit und die Herrschsucht; und die werden bestraft. Wenn der Ehrgeizige nicht der einzige und erste sein kann, wird er krank. Voltaire mußte zu Bett gehen, wenn ein Fürst an seinem Hause vorbeireiste, ohne ihm einen Besuch zu machen. Daß einer ihrer Briefe nicht beantwortet wird, halten sie für ein Zeichen, daß ihr Ansehen gesunken ist. Dann grübeln sie über die Ursache, bis sie trübsinnig werden. Lesen sie in der Zeitung, welche vornehmen Leute der Landung des Königs beiwohnten, so wird ihnen die Welt finster. Es ist nämlich nicht genug für sie, daß sie gelobt und die Größten genannt werden, sie leiden auch Todesqualen, wenn andere gerühmt werden. Sie schweben in beständiger Furcht, daß sie abgesetzt werden, daß Jüngere sie hinter sich lassen könnten. Sie gleichen darin dem großen Verbrecher, der auf seine Entdeckung wartet. Das Porträt eines Ehrgeizigen gleicht sehr dem eines Galeerensklaven. Herrschsucht, Haß, Furcht, vor allem Furcht steht in seinem Gesicht geschrieben.

Balzac dagegen wurde von dem edlen Ehrgeiz getrieben, Entdeckungen zu machen; gute Arbeit zu liefern, die ihm Freude gewährte. Aber sein eigenes Leben verlief im Verborgenen. Unbekannt und verkannt in seinem Paris, das er entdeckt hatte, sah er zu, wie geringe Rekordschreiber die ersten Preise bekamen, ohne daß er krank wurde. Als es ihm im Alter von einundfünfzig Jahren gelang, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen, in die seine erste und einzige Gattin einziehen sollte, starb er am Tag des Aufgebots. Ein schöner Tod nach einem Leben der Entsagung.

„Das Leben gewebt aus demselben Stoff wie unsere Träume."

Das Leben selber kann sich oft wie ein böser Traum zeigen. Ich ging eines Morgens auf dem Lande spazieren und hing meinen Gedanken nach, als mir eine große Ulmer Dogge entgegenstürzte. Ein Bengel stand dabei und lachte. Ich zog meinen Revolver und rief: „Lock den Hund, sonst erschieße ich ihn." Der Junge lachte nur, der Hund zog sich zurück, und ich ging weiter. Auf dem Rückweg kam mir ein Mann mit einer Flinte entgegen und fragte, wie ich seinem Sohne mit Erschießen habe drohen können. Ich antwortete, die Drohung habe dem Hund gegolten. Am Abend desselben Tages erzählte man mir, der Hund sei tot aufgefunden. Ich geriet in den Verdacht, ihn vergiftet zu haben. Obwohl ich unschuldig war, wurde ich als Meuchelmörder verdächtigt.

Ich besuchte eines Abends mein vierjähriges Töchterchen, das mich unten im Park erwartete. Ich sah sie aus der Entfernung mit zwei unangenehmen Kindern zusammen, aber sie sah mich nicht. Als ich meine Schritte beschleunigte, sah ich, wie sie sich mit den Kindern entfernte. Ich rief; sie hörte nicht. Ich lief und sah sie am Eingang eines Kellers, in den die Kinder sie hinunterziehen wollten. Sie leistete Widerstand, aber die Kinder rissen sie an den Kleidern. Sie schrie jetzt; hörte infolgedessen meine Rufe nicht. Ich wollte zu ihr eilen, aber da trennte uns gerade ein Rasen mit einem eisernen Zaun, den ich aus Furcht vor der Polizei nicht zu betreten wagte. Da stand ich und rief. Schließlich riß mein Kind sich los, sah mich aber nicht . . .

So schauderhaft kann es zugehen!

## Zur Rundfrage über Maximilian Harden.

Ich glaube nicht, daß ein Mensch von kleiner Gesinnung fähig sein kann, ein großes Werk zu verrichten. Und ich glaube nicht, daß ein Mensch von unlauteren Motiven imstande ist, dauernde Wirkung zu üben.

Schädliche, unreine oder egoistische Wirksamkeit ins Breite und Dauernde ist nur einem Manne möglich, dem vom Schicksal ein hohes Amt und eine staatlich gewährleistete Machtbefugnis gegeben ward.

Maximilian Harden hat sein Amt aus eigener Persönlichkeit geschaffen. Es trägt keinen anderen Namen als den seinen. Und die Macht, die er über Menschen besitzt, hat er von niemandem empfangen.

Das Werk, das er verrichtet hat, ist so groß, daß man es aus der Geschichte unserer Epoche nicht hinwegnehmen könnte, ohne die Geschichte dieser Epoche zu fälschen oder sie in ihren wichtigen Zusammenhängen unerklärlich zu machen. Und die Wirkung, die er auf dem ungeheuren Komplex aller politischen, künstlerischen und kulturellen Gebiete ausübt, ist nun seit fünfzehn Jahren schon die bedeutendste und lebendigste, die unsere zeitgenössische Publizistik aufzuweisen hat.

Es ist noch niemals geschehen, daß ein Mann von zweifelhaftem menschlichen Wert Aehnliches erreicht und errungen hätte. Und es kann sich auch auf keinem geistigen Arbeitsfeld je ereignen. Leute, die Talent hatten und in ihrem innersten Wesen wertlos oder niedrig waren, sind mit dem Talent allein niemals noch weit gekommen. Sie hatten weder Entwicklung, noch Dauer. Sondern nur einen Anfang. Immer nur einen Anfang. Dann sind sie irgendwie niedergebrochen, von Kräften gekommen, haben alle Wirkungsfähigkeit spurlos verloren und sind verschwunden. Wir haben das ja so oft erlebt, erleben es jeden Tag. Ich könnte Namen nennen. Halbverschollene und ganz verschollene Namen.

Damit erledigt sich die Frage nach Hardens persönlicher Intaktheit. Ohne diese Intaktheit gäbe es gar keine Harden-Frage, sondern — vielleicht — nur einen Moltke-Prozeß.

Wenn aber dieser ganze Streit ein Ende hat, wird es unnötig sein, daran zu erinnern, wer Maximilian Harden ist.

Daß es im Augenblick notwendig erscheint, hat freilich etwas Beschämendes. Aber keineswegs für Harden.

Felix Salten.

„Sibyllinische Blätter des Magus in Norden, Leipzig 1819." S. 96: „Der öffentliche Kredit ist die Seele des Handels; er beruht auf dem Vertrauen, so sich einzelne Bürger durch ihre Ehrlichkeit erworben haben. Diese Masse des Privatkredits vieler Mitbürger zusammengenommen, ist eine Niederlage, die allen Mitgliedern der Gesellschaft heilig sein sollte; weil es das unmittelbare Interesse eines jeden mit sich bringt, nach seinem Vermögen den Kredit der übrigen zu unterstützen, und alle Verfälschung oder Verminderung desselben zu verhüten. Wer das öffentliche Vertrauen verdächtig macht (durch schlechte Finanzoperationen) verdient härtere Strafe als derjenige, so sich an einer öffentlichen Geldkasse vergreift, die ihm anvertraut ist."

Graf Klinkowström.

## Die Revolution im Militarismus.

Ich hatte vor kurzem das Vergnügen, einen Pariser Ingenieur kennen zu lernen, der sich über die bevorstehenden Umwälzungen im Militärwesen ungefähr folgendermaßen äußerte:

Wer da glaubt, sagte er heftig, daß die Zukunftskriege human geführt werden könnten, der macht die Rechnung ohne die Japaner und Chinesen. Diese Kulturvölker denken nicht daran, die weiße Rasse zu schonen; man wird nicht nur alle Brand- und Sprengstoffe im Kriege verwenden, man wird auch alle Giftstoffe benutzen. Und das zwingt die Europäer, dasselbe zu tun. Und dennoch wird man die ganze Kriegsführung zweifellos sehr bald den Technikern und Ingenieuren überlassen müssen; nur diese können die neuen Mordwerkzeuge herstellen und verwenden. Daß die lenkbaren Luftfahrzeuge das gesamte Kriegswesen umkrempeln müssen, das wird wohl bald auch dem Dümmsten klar sein. Festungen, Uniformen, Fußtruppen, Reiterei und Schlachtschiffe werden in drei Jahren zum alten Eisen geworfen sein; ein paar hundert „Lenkbare" werden bei Ausbruch des Krieges unzählige Dynamitbomben in die Großstädte werfen. Und der ganze Kampf wird nur ein Kampf der lenkbaren Luftschiffe sein. Die stehenden Heere Europas sind darum gänzlich überflüssig. Man hat die Techniker und Ingenieure mit der Neuschaffung der Landesverteidigung zu beauftragen. Die Luftschiffe sind so zu konstruieren, daß sie außer den Sprengstoffen auch noch Brennstoffe tragen können; die Verbindung beider befähigt die Kriegführenden, sofort die Städte auch in Brand zu setzen. Gleichzeitig sind Giftbomben zu werfen, die giftige Gase ausströmen. Diese „schärfere Kriegskunst" kann nur von wissenschaftlich gebildeten Technikern geschaffen und ausgeübt werden; diesen zuliebe muß aber selbstverständlich das übrige Heerwesen weichen; es darf nicht ruhig mehr weiterexistieren. Es wird ein europäischer Ingenieurverein gebildet werden, der nur darauf hinarbeiten soll, den europäischen Offizierkorps klar zu machen, daß ihre letzte Stunde geschlagen hat.

Ich fragte nun, was das Publikum zu dieser „schärferen Kriegskunst" sagen würde. Und da meinte er, daß alle Welt aufatmen würde — da ja bei derartiger Kriegsführung jeder Staat alles daran setzen wird, die Entstehung der Kriege zu verhindern.

Paul Scheerbart.

## Dehmels Kinderspiel. Von Julius Bab.

Von allen, die heute in Deutschland dichten, stellt Richard Dehmel wohl am reinsten und reifsten das Wesen des Mannes dar. Er hat nicht jene widerstandslose Ergriffenheit den Dingen gegenüber, nicht jenes ganz Hingegeben-, ganz Getragensein, das den weiblichen Typus des Dichters kennzeichnet. Er hat in seiner Zwiesprache mit Frau Welt nicht die klagende oder anklagende Jünglingsgeste der in ihrem geheiligten Selbstgefühl beleidigten Individualität. Er steht im kampfgerüsteten Ernst da, selbstbewußt und doch zugänglich, ergriffen und doch voll widerstehenden Stolzes, voll herrischer Schöpferlust — „Herr seiner Seele" — ein Mann. Mannesart ist es, sich nicht nehmen und treiben zu lassen, sondern

noch dunkelste Triebe heraufzureißen ins Licht des Bewußtseins und mit zielvollem Willen formend Hand an sie zu legen; und das Zeichen der Reife ist es, nicht im billigen Genuß glänzender Vereinsamung schwelgend, ein Sonderlingsich auszubauen, sondern den wahren und wirksamen Kräften der Umwelt die eignen zu fruchtbarer Arbeit harmonisch einzuordnen. Ein Genie der Ordnung — das ist auch als Künstler der rechte Mann, und was ihn vom Philister scheidet, ist kein Mangel an Wirklichkeitsbehagen und Ordnungssinn — es ist die größere Tiefe, in die er hinuntergreift, die elementare Natur der Triebe, die er kosmisch zu bändigen hat, die weiter gespannte, viel mehr umfassende Arbeit, die er leistet. (Kein Unterschied aber ist wesenstiefer wie der zwischen dem wahrhaft gereiften, männlichen Künstler und dem ewigen Bohemien!) Dehmel hat in der ehernen Arbeit seiner Selbstzüchtung wahrlich tief genug gegriffen: Instinkte von „skythischer Wildheit", von zerstörungdrohender, blind selbstseliger Gewalt waren es, die aus seiner Natur hervorbrachen, sein Wesen mächtig mit allen Urkräften des Lebens zu durchtränken. „In allen Tiefen geprüft" hat sich Dehmel — und nichts ward verworfen, nichts von hochmütig-geistigem Vorurteil um eines ethischen Dogmas willen verleugnet — aber es wurde auch nichts der entfesselten Willkür, der instinktiven Zerstörerlust überlassen. Ein immerwaches „Kulturgewissen" zwang diese tiefen Kräfte, sich dem sozialen Leben (in dem sehr weiten, die ganze Stellung des Ich zum Nichtich umspannenden Sinne des Wortes „sozial") einzuordnen — „unsre Lüste wollen fruchtbar sein". Ein herrisch waches Bewußtsein, ein menschlich tiefes Pflichtgefühl ergriff diese wilden Triebe, erkannte sie als mächtige Arbeiter am Werk der Kultur und bog sie zu dienen. Aus allen Krämpfen des Triebs, aus allen „Verwandlungen der Venus" schreitet die Harmonie einer reifen, weit mehr als subjektiven Persönlichkeit hervor:

„So sollst auch du dich aus der Dämmerung
und dich verklären, [drängen
Seele, bis dein grau Gehirn sich lichtet,
wie die Sonne scheint durch Eis,
und dir deine Brunst beschwichtet
und im Traum selbst deinen Willen weist."

Im Traum selbst — als letztes Ziel winkt der Arbeit dieser Selbstzucht der Augenblick, „da der Mensch, von allem Zweck genesen, nichts mehr zu wissen braucht als seine Triebe". Wenn das Ich alle Außenkräfte willig in sich aufgenommen und mit den eignen Trieben zu einer sicheren Harmonie verschmolzen hat, wenn es so „gotteins mit der Welt" ist, dann erhebt sich der „Mensch, der dem Schicksal gewachsen ist", der auf einer neuen höheren Stufe die selige Triebsicherheit des Kindes wiedergefunden hat.

Dies ist im Kern die Schöpfung Dehmels, wie sie sich uns jetzt in den Bänden der Gesamtausgabe*) zu zeigen anfängt — eine in immer reinere Sphären aufringende Lebensarbeit. Dieser Lebenskampf gewann künstlerische Verkörperung, gewann ein völliges Widerspiel im Aesthetischen, da Dehmels wissende Selbstzucht immer reiner die bändigenden Formen der Sprachkunst ergreifen und handhaben lernte, immer mehr den Rohstoff der Gefühle und Gedanken zu verdichten vermochte. Bis der wildeste Ausbruch in rein tönendem Wortgefüge, zur Klarheit gelöst, das herbste Denken mit rhythmischem Zauber in ein ganz erschautes, ganz fühlbares Bild gebannt war. Bis Gedichte entstanden, so blutvoll noch in der Vision, so weitdeutend hintergründig im Anklang der Worte — Gedichte, wie wir sie in den schönsten Stücken des „Zwei Menschen"-Buches bewundern. Aus dilettantischem, epigonalem, stoffbegeistert Rohen aufsteigend — es war eine Mannesarbeit.

Und keine von allen Formen des Menschenseins steht der ganz ausgereiften Art des Mannes so nah wie das Kind. Nietzsches tiefes Wort vom „Kind im Manne" ist noch in aller Ohren. — In der Seele des Jünglings ist das Gleichgewicht von Ich und Welt erschüttert, er ist pathetisch und sentimental. Der

*) Seit 1906 bei S. Fischer in Berlin im Erscheinen begriffen.

Mann aber ist auf den weiten Kriegspfaden des Bewußtseins wieder zum sachlichen Gleichmaß zurückgekehrt; er fand sein Gesetz in der Welt, fand den Rhythmus, in dem er ihr ruhig Schritt hält. Jetzt hat er wieder die blinde Sicherheit, die reine Weltbejahung des Kindes, nun kennt er wieder die weise Einfalt, die da spricht „schenk uns, o Welt, dein Gleichgewicht". — In einer Spirale gleichsam aufgestiegen, findet sich der Mann in einem höheren Stockwerk auf dem Standpunkt des Kindes wieder. Mit brüderlichem Gefühl blickt dieser Mann auf die Welt des Kindes — ein wenig überlegen vielleicht in seiner Bewußtheit, ein wenig beschämt in der stets minderen Vollkommenheit seiner Triebgewißheit — vor allem aber blickt er verstehend und liebevoll, tief erkennend und bejahend in diese Welt des Kindes. Er kann sie ganz erfühlen — er kann sie gestalten. — Richard Dehmel ist der Schöpfer unserer echtesten, unverfälscht kindlichen **Kindergedichte** geworden.

Dehmel hat Gedichte geschaffen, in deren sprachlicher Fügung die ganze Seele des Kindes lebt — ein Leben, das nicht in harten Kausalitäten zweckvoll vorwärtsschreitet — das in freien Gefühlsimpulsen den sicheren Mittelpunkt umkreist, in allen Regungen von seligphantastischer Unverbundenheit und doch in tief harmonischer Einheitlichkeit. Der tiefe Sinn im „sinnlosen" Kinderschwatz ist noch nie so aufgefangen, so durch die Musik der Worte emporgespiegelt worden als in Dehmels Kindergedichten.

Die Sammlung dieser von Richard und Paula Dehmel verfaßten Verse trug den Titel „Fitzebutze" — nach dem frühsten, bekanntesten und vorzüglichsten dieser Gedichte. Das war das Spiel der kleinen Detta mit ihrem Hampelmann, dem der Vater den schauerlich grotesken Namen Vitzliputzlis, des mexikanischen Götzen, gegeben hat. Wie nun die vielerlei Gedanken, die Vaters höchst dunkel begriffene Worte in dem Gehirnchen auffagten, mit allerlei andern Spieleinfällen sich kreuzweis verschlingen und einen Reigen um „Fitzebutzes" Gestalt tanzen — das war in diesem Gedicht gestaltet: ein Gespräch, von der kleinen Detta mit ihrem steifzappelnden, stummen Partner sehr ernst und würdig geführt. Aus dieser kleinen Szene ist nun ein großes Spiel gewachsen. Der überaus starke, volkstümlich-phantastische Reiz in der Figur dieses zum Kinderspott herabgekommenen blutigen Gottes — der launig-groteske Klang dieses Fitzebutze, in dem sich Teufel und Hampelmann, Greuelgötze und Spielzeug mischen, hat Dehmel weitergelockt. So ist das Traumspiel „Fitzebutze" entstanden, das am 23. November dieses Jahres in Mannheim seine Uraufführung hatte.*)

Mit den Liedern des Fitzebutze-Buches hat sich eine pantomimische Handlung zu einem Kinderspiel verquickt, das viel heitere Lust für die Kleinen und den Großen dazu einen hintergründigen Ernst gibt. „Eine religiöse Posse", wie Dehmel sagt. — Aus dem Traum der Kinder am Weihnachtsabend hebt sich das Spiel an. Als Detta und Bruder Heinz in den Bettchen liegen, kommt ihr Traumgeist Husch und er macht den Fitzebutze, der riesengroß an der Wand wuchs, lebendig mit seiner blauen Zauberblume. Gleich ist der alte Götze wieder der böse herrschsüchtige Tyrann; er geht gegen seinen Schöpfer an, er will die gebietende Blume von ihm. Und einmal gelingt es ihm, sie an sich zu reißen und Detta und Heinz mit sich fortzuführen nach Mexiko auf seinen Götzensitz am glühenden Vulkan. Aber Freund Husch, der Traumgeist, hat vom göttlichen Weihnachtsmann eine neue Zauberblume erhalten, die ist grün wie des Lebens goldner Baum. Da reist er dem bösen Gotte nach und befreit seine Menschenkinder. Dettas mutiger Kindersinn lockt Fitzebutze wieder aus Mexiko fort, und schließlich entwindet der Geist ihm die schöpferische blaue Blume wieder. Den Teufel, den der Traum schuf, hat auch der Traum wieder überwunden — — ein harmloser kleiner Hampelmann fällt polternd vom Regal, als Detta und Heinz erwachen.

In dies Spiel von nachdenklichem Sinn ist bewegend und belebend, bunt und wirr vielerlei Wunderbares verflochten. Wie in

*) Textbuch bei S. Fischer, Berlin.

einem rechten Kindertraum mischt sich in diese Geschichte des geschaffenen, übermächtigen und wieder vernichteten Gottes alles Spielwerk, das der Weihnachtsmann den Kindern brachte: die Seifenblasen und die Bleisoldaten, der neue Hut und das Tintenfaß, der Säbel und die Schneemänner, alles mischt sich hinein, in das Traumreich des jählings erwachsenen Hampelmanns. So entsteht ein vielfarbiges, wechselreiches Spiel, hell und lustig für Kinderaugen, lässig-bequem und doch gut genug geeint für Kinderhirne, und in der beherzten Art, mit der es die abergläubische Fratze des Götzen verlacht, sicher (auch unverstanden!) ermutigend, befreiend, kräftigend — höchst heilsam für Kinderseelen.

Das Traumspiel ist von Hermann Zilcher in den freimusikalischen Stücken (Vorspiel und Zwischenaktssätze) etwas weitschweifig und schwer, in der Begleitung der Handlung und in den Liedern sehr frisch, anmutig und heiter vertont, und Karl Hagemann, der Leiter des „Nationaltheaters", hatte viel Liebe und Sorgfalt auf seine Inszenierung gewandt. Die Regie ließ den schwierigen Bühnenapparat mit großer Präzision arbeiten, und darstellerisch waren wenigstens Detta und Fitzebutze auf der Höhe. Andere Partien freilich waren schwächer besetzt — und, was der Hauptmangel war, es fehlte (wohl weniger an Einsicht als —) an Zeit und Geld, um diesem neuartigen Bühnengedicht einen entsprechenden Stil zu geben. Es fehlte den Kostümen, den Dekorationen und größtenteils auch den Mimen der steif-graziöse, primitiv-phantastische, aus Natur und Traum grell gemischte Kinderstil. In der Art eines Kreidolf müßte das Bühnenbild dieses Spiels erscheinen, um seine volle Wirkung entfalten zu können. Deshalb glaube ich nicht, daß die freundlich aufgenommene Mannheimer Aufführung schon das Maß der Wirkung begrenzt, die dies Dehmelsche Spiel tun kann. Wenn eine Berliner Bühne, wie wir das hoffen wollen und fordern können, sich dieser Aufgabe mit allem Reichtum weltstädtischer Mittel zuwendet, so muß ein theatralisches Novum entstehen — kräftig genug, uns vom Elend der süßlich-banalen „Weihnachtsmärchen" zu erlösen und unsern Kindern eine gesunde und starke Theaterfreude zu geben.

Und ich meine, auch die Erwachsenen sollen dann hingehen und mit genießendem Ernst durch dies Kinderspiel hindurch in die Seele eines reifen Mannes sehen, der es vermochte, seine wildesten Götzen aufzulösen in ein heiter dämmerndes Kinderspiel — seines Traumgeistes.

Julius Bab.

## Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

### Unsere Klassiker. II.

(2. Fortsetzung.)

Ich glaube nicht, Widerspruch zu begegnen, wenn ich behaupte, daß in jedem deutschen Haus, in dem überhaupt das Werk eines Dichters vorhanden ist, sich ein Band von Schiller befindet. Jedes Kind bringt die Kunde von seinem Dasein und eine Ahnung von seiner Bedeutung aus der Schule mit, jedes Kind hat etwas von ihm gelesen, jedes Kind hat etwas von ihm auswendig gelernt. Und auch dem erwachsenen Menschen begegnet, selbst wenn er noch so tief und eng in die Alltagsarbeit von früh bis spät eingeschlossen ist, von allen deutschen Dichtern Schiller auf seinem Arbeitswege immer noch am ehesten, wäre es auch nur, daß im Vorübergehen der Blick den Namen auf dem Theaterzettel an der Anschlagsäule trifft, der die Aufführung eines Schillerschen Dramas ankündigt. Schiller ist also scheinbar mit unserer Kultur so innig verwachsen, daß es überflüssig scheinen könnte, über ihn und seine Werke bei der Frage „was sollen wir lesen" ein Wort zu verlieren, da in diesem Fall jeder weiß, was er an ihm hat. Und doch möchte ich nicht stillschweigend über ihn hinweggleiten, wenn auch das, was ich zu ihm zu sagen habe, sich mehr auf das *wie* als

auf das was bezieht. Für Schiller möchte ich dem deutschen Haus zwei Ratschläge geben: Einmal: keine Gelegenheit vorübergehn zu lassen, um dem Kinde, sobald es überhaupt dergleichen — wenn auch zunächst nur mit rein stofflichem Interesse — zu fassen fähig ist, die Dramen von der Bühne aus, durch lebendige Vorstellung zugänglich zu machen, und dabei möchte ich in Parenthese eine Bitte an Theater und Stadtverwaltungen anschließen, die Mittel bereitzustellen, um regelmäßig auch den Allerärmsten, deren Eltern ihnen auch den bescheidenen Aufwand des Besuches einer Schülervorstellung nicht gestatten können, diesen Genuß zu ermöglichen. Das ist Kulturarbeit, die sich hundertfältig lohnt und zwar nicht nur ideell. Was ein solcher Theaterabend oder -nachmittag an Sinn für Großes und Freude an Schönheit in kindlichen Seelen weckt, in die sonst vielleicht nie ein Lichtstrahl aus der Region der verklärenden Gewalten des Lebens fällt, das ist in Worten gar nicht abzuschätzen. Ein Eindruck, wie die Verklärung der Jungfrau von Orleans, ein Klang wie aus dem Reiterlied „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein," der jubelnd über dem Treiben des wilden Lagerlebens sich in die Lüfte schwingt, als bleibende Erinnerung lebendig bewahrt, kann auch dem Aermsten in dunkelster Stunde vielleicht das geben, was er braucht: die Kraft auszuharren; ein solcher Eindruck, festgehalten als Lebens- und Zukunftssymbol, kann schlummernde Energie in Tat umsetzen und einen Strom von Schönheit und Güte aus verborgenen Quellen zum Licht rufen. Man begnüge sich aber nicht mit der Verteilung der Dramen zur Lektüre. Damit ist es nicht getan, sondern das Drama und der Dramatiker muß sein volles Recht haben auf der Bühne. Und auch die kleinste und mit bescheidensten Mitteln arbeitende Bühne ist imstande, die kindlich empfängliche Phantasie in freundlichste und freudigste Illusion zu versetzen, und das Kunstwerk des Dichters durch die Vorstellung restlos in vollendeter Schönheit der Seele als dauernden Besitz einzuverleiben. Ganz von selbst wird dann das Bestreben vorhanden sein, diesen einmal gewonnenen Eindruck durch nachfolgende Lektüre immer wieder aufzufrischen und dadurch zu vertiefen.

Das ist das eine. Der andere Rat ist der: in Feiertagsstunden immer wieder die Balladen Schillers zur Hand zu nehmen, am besten so, daß der dafür Begabteste des häuslichen Kreises sie den anderen vorliest, nicht wie etwas Alltägliches, sondern als eine Extrafreude, die den Wert der Stunde erhöht, so wie man wohl ein schönes Bild oder ein anderes künstlerisches Kleinod zu andächtiger Bewunderung und freudiger Erbauung von Zeit zu Zeit den Seinen zeigt und sich mit ihnen still der Schönheit und des Besitzes freut.

Als ein solches Schmuck- und Ehrenstück möchte ich die Schillersche Ballade für das deutsche Haus für alle Zeit lebendig und in Ehren gehalten wissen.

Goethe hat einmal von seinem Jugendbekenntnis, den „Leiden des jungen Werther", geurteilt, es werde ein jeder Mensch einmal in seinem Leben eine Epoche haben, wo ihm der Werther käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben. Man kann das erweiternd fast auf jede dichterische Schöpfung Goethes anwenden; sie wirkt wie eine Aussprache, wie eine persönliche Berührung und Begegnung mit jemand, der für unsere eigensten Empfindungen und Gefühle nicht nur das tiefste Verständnis hat, sondern auch den befreienden Ausdruck zu finden weiß. Das ist an sich kein Wert- oder Gradmesser des Kunstwerks, sondern ein Persönlichkeitsstempel, geprägt mehr durch das Temperament des Menschen, als durch das Genie des Dichters. Wie wir denn diese Eigenschaft oft bei auch minder bedeutenden Dichtern finden, während sie bei manchen ganz Großen kaum spürbar ist. Wohl aber gibt sie einen Fingerzeig für die Wahl von Ort und Stunde, die der Zwiesprache mit solchem Dichter am günstigsten sind, die das Geheimste ihres Wesens erschließen. Bei Goethe klopft man nie vergebens an, aus welcher Stimmung und in welcher Umgebung man auch zu ihm flüchten mag, er schenkt immer und jedem wie ein König

aus der Fülle des Reichtums, aber sein eigentliches Gesicht enthüllt er nur dem, der sich in tiefer Einsamkeit zu ihm gesellt und, still zu seinen Füßen sitzend, lauscht, was Menschenseele zu Menschenseele spricht.

Und was sollen wir von Goethe lesen?

Die Antwort ist schwieriger und in gewissem Sinne auch wieder leichter als bei den bisher genannten. Leichter, weil es sich um das Lebenswerk eines schöpferischen Dichtergenius handelt, der, unbeschadet der Universalität seines Geistes, vermöge deren er der Weltliteratur angehört, die deutsche Eigenart, die deutsche Rasse in einer idealen Vollendung und Treue verkörpert und widerspiegelt. Schwieriger, weil, um ihn ganz zu verstehen, um sich in seine Größe — wenn ich so sagen darf — wirklich einzufühlen, eine gewisse Reife Voraussetzung ist, ein überschauender Blick über das Leben, den uns nur das Leben selbst und die Erfahrung verleiht. Der Jugend werden in der Regel andere Dichter mehr oder doch ebenso viel zu sagen haben, als gerade Goethe. Sie wird ihn mehr bewundern als lieben. Mit jedem Jahresring innerer Erfahrungen aber, den der einzelne ansetzt, kommt er Goethe näher, und wenn der Jüngling, der in den Dissonanzen seiner persönlichen Ideale und der nüchternen brutalen Forderungen des Lebens schmerzlich ringt und sich quält, das Werk des Jünglings Goethe, den Werther aufnimmt und empfindet, als sei es für ihn geschrieben, so wird der Mann und der Greis in der abgeklärten Weite, Reinheit und Heiterkeit der Goethischen Weltanschauung späterer Jahre die Luft, das Klima suchen und begrüßen, in dem er selbst reiner und freier und freudiger atmet, *seine* Lebensluft.

Jedem Lebensalter hat Goethe etwas anderes zu sagen, nicht nur dadurch, daß ein jedes sich das in ihm die stärkste Resonanz Weckende hervorsucht, sondern auch dadurch, daß früher von ihm Aufgenommenes in einem neuen Lichte erscheint, und nur dunkel Gefühltes und Geahntes sich zu tief innerlichem Erkennen und Verstehen entfaltet. Also ein Lebensbegleiter und zwar nicht nur für den geistigen Arbeiter, der seinen Kenntnissen, seiner erworbenen Bildung nach imstande ist, die Gedankenwelt Goethes in allen ihren Voraussetzungen und letzten Zielen zu verstehen und zu erkennen, ein Lebensbegleiter vielmehr für jeden, der über den Tag und seine Arbeit sich emporarbeiten und über den Dunstkreis des Kampfes ums tägliche Brot hinausschauen will, ein Lebensbegleiter, dessen Hand ein jeder so früh als möglich zu fassen suchen soll, um sie nicht wieder loszulassen, ein Lebensbegleiter, der nicht nur in einer Feierstunde sich zu uns an den Tisch setzt, sondern der in jedem Augenblick, gerade im Getriebe des Alltags, uns durch ein aufrichtendes Wort, durch einen Blick in seine Kraft und Güte strahlenden Augen uns über uns selbst erhebt.

Goethes Gedichte umfassen mehrere Bände, die man nicht mit sich herumtragen kann, aber es gibt ein kleines schmuckes Heft „50 Gedichte von Goethe“*) auf gutem Papier gedruckt, mit einem wirklich guten Porträt des Dichters davor, das sich bequem in die Rocktasche stecken läßt, und einen überallhin begleiten kann. Es ist eine Auswahl, eine kleine, und mancher wird vielleicht eines oder das andere vermissen, und hätte dies und das von dem Aufgenommenen gern durch anderes ersetzt gesehen. Für diesen anspruchsvolleren und Goethefesteren Leser ist gesorgt durch die beiden in weichem Leder gebundenen Bände von Goethes Gedichten in der sog. Pantheonausgabe**); auch sie schieben sich bequem in die Tasche des Arbeitsrocks und sind in ihrer vornehmen, praktischen und geschmackvollen Ausstattung auch schon rein äußerlich gut zu leiden. In derselben Ausgabe und Ausstattung gibt es den „Faust“, d. h. die Dichtung, die für jeden Deutschen, einerlei welches Alters oder Standes, ein Lebensbegleiter im eigentlichen wie im übertragenen Sinn sein sollte. Denn jedem, auch dem, der unter der Bürde des Lebens seufzt und sich plagt, das tägliche Brot zu verdienen, auch für ihn ist diese frohe Botschaft von der

*) Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. 50 Gedichte von Goethe. Hamburg-Großborstel.

**) Goethes Gedichte. 1. u. 2. Bd. mit zwei Porträts. Berlin, S. Fischers Verlag, 1905.

Befreiung und Erlösung der Menschheit durch Arbeit im Dienst der Menschheit geschrieben, auch er fühlt, daß der einzelne Faust, der Forscher, der Gelehrte, der mit den Qualen des Zweifels, des Sichselbstnichtgenügenkönnens, dem Kampf mit den Leidenschaften ringt, ein Teil seines Wesens ist, auch er fühlt die furchtbare Qual und zugleich die erlösende, über den Jammer des Einzelschicksals hinaushebende Kraft der Worte des schuldbeladenen Faust vor Gretchens Kerkertür: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", auch er hört aus dem Wort des Herrn im Himmel: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt", die befreiende Verheißung für alle heraus, die ausklingt im Chor der Engel: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen".

Um das zu fühlen, das zu verstehn, braucht es keiner Vorbereitung durch Studieren und darum ist es für jeden geschrieben. Freilich, im zweiten Teil der Dichtung, da wird wohl manchem die Nachfolge schwer, da häufen sich die Schwierigkeiten, und die klaren festen Linien der aufwärtsstrebenden Dichtung verschwinden und verschwimmen häufig im Gewölk in die Weite schweifender Dichterphantasien. Und das ist allerdings zu beklagen, denn ohne den zweiten Teil bleibt der Faust ein Bruchstück. Die große Menschheitserlösungsidee ist erst im zweiten Teil in poetische Tat umgesetzt. Aber ich halte es nicht für unmöglich, auch dies Hindernis zu überwinden, und es könnte wohl lohnen, gerade einmal den Versuch zu wagen, den Kern und Wesensgehalt des zweiten Teils der größten Dichtung, die je in deutscher Sprache geschrieben, so zu entfalten, daß auch das ganze Gedicht für jeden sich zum einheitlichen, die Seele tief ergreifenden Kunstwerk rundet.

Also den ersten Teil des „Faust" und „Goethes Gedichte" als eisernen Bestand für jeden. Sodann die großen Dramen: Götz von Berlichingen, Egmont, Iphigenie, Tasso zweifellos, von den Romanen das große leidenschaftdurchzitterte Jugendwerk, die „Leiden des jungen Werther" und das Werk der reifen Mannesjahre „Wilhelm Meisters Lehrjahre". Nicht alles wird in letzterem zu jedem sprechen, aber es ist so durchtränkt von poetischer Kraft und Anschaulichkeit, so durchtränkt von reifster Goethischer Menschlichkeit, daß ich es doch jedem, der gelernt hat, wenn auch nur von einem kleinen Hügel, aufgebaut aus eigenen Erfahrungen, ins Leben zu sehn, raten würde, es zur Hand zu nehmen, wäre es auch nur, um bruchstückweise den Genius dieser Dichtung auf sich wirken zu lassen. Wer sich ganz in Goethe eingelebt hat, mag sich auch an den Roman „Die Wahlverwandtschaften" wagen, und solchem Leser würde auch die Gedichtsammlung des Alters „Der Westöstliche Divan" viel zu sagen haben. Der Jugend gehört, abgesehen von einzelnen Balladen, die aber in ihrer ganzen Schönheit sich auch eigentlich erst später offenbaren, vor allem „Hermann und Dorothea". Für alle aber — Jung und Alt — ist geschrieben das große Kunstwerk, die Lebensbeichte „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit", ein königliches Geschenk, das Goethe auf der Höhe des Lebens seinem Volk und der Nachwelt beschert hat. Ein Bild seines Lebens von absoluter innerer Wahrheit und darum von einer inneren Schönheit, wie es kaum ein zweites geben wird; ein Bild seines Lebens, planmäßig zum Kunstwerk gestaltet (und eben von dieser nach künstlerischen Gesichtspunkten erfolgenden Anordnung und Umordnung der einzelnen Begebenheiten ist der Doppeltitel gegeben: Dichtung und Wahrheit), ein Bild seines Lebens, in dem der größte deutsche Dichter die geheimen Quellen und Bezüge aufdeckt, aus denen seine menschliche und dichterische Persönlichkeit ihre Nahrung empfing und sich bildete. Mit einem Wort also, ein Werk, das für jeden um der Persönlichkeit seines Urhebers und um seines Stoffes willen von höchstem Interesse ist, zugleich aber ein Werk, das in seiner künstlerischen Gestalt und Form zu den anziehendsten und liebenswürdigsten Büchern nicht nur der deutschen, sondern der Weltliteratur gehört, und das doch, wie ich mich immer wieder überzeugen muß, für viele sog. Gebildete nichts weiter bedeutet,

als einen Buchtitel. Gewiß ist auch hier nicht alles für jedermann geschrieben, das ist ja selbstverständlich bei einem Werk, in dem es sich um die innere Bildungsgeschichte eines der vielseitigsten und bedeutendsten Menschen aller Zeiten handelt, aber es enthält auf der anderen Seite so vieles, was für jeden da ist, daß keiner versäumen sollte, sich aus eigener Lektüre in diese wundervolle Schilderung eines Dichterlebens Eingang zu verschaffen. Wer aber den unmittelbaren Zauber seiner Persönlichkeit aus erster Hand an sich erfahren will — und auch das zu wollen sollte keiner zögern! —, der nehme einen Band Goethischer Briefe*) aus seinen Jünglings- und jungen Mannesjahren zur Hand. Sie wirken in ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Humor, ihrer Innigkeit und Leidenschaft wie eine persönliche Begegnung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Goethes Briefe in kleiner Auswahl. Hausbücherei der deutschen Dichtergedächtnisstiftung. Bd. 18/19. 2 Bde. je 1 Mk.

# Die Mechanik der Krisis. Von Alfred Lansburgh.

Die fetten Kühe werden jetzt von den mageren abgelöst, obwohl sie die biblische Zahl noch nicht erreicht haben. Viel zu früh macht die gute Konjunktur Anstalten, einem neuen Niedergang zu weichen. Aber an der Tatsache ist nicht zu zweifeln. Die Krisentheorie kennt gewisse Symptome, die das Kommen eines scharfen wirtschaftlichen Rückschlags ankündigen. Diese Symptome sind lückenlos vorhanden. Jeder Handlungsbeflissene im dritten Jahre seiner Lehrzeit kann sie an den Fingern herzählen: Es ist mehr Kapital festgelegt worden, als der Zunahme des Volksvermögens entspricht, es ist zu viel gegründet und zu viel emittiert worden, die Kreditansprüche des Staats und der Gemeinden haben zu große Dimensionen angenommen, kurz, die ganze Nationalwirtschaft hat über ihre Verhältnisse gelebt. Das ist zweifellos richtig. Nur ist es sehr banal. Denn wenn jemand zu wenig Geld im Portemonnaie hat, so versteht es sich eben von selbst, daß er vorher mehr ausgegeben als eingenommen hat. Es versteht sich auch von selbst, daß seine Verlegenheiten erst dann beginnen, wenn die Leute ihm nichts mehr borgen wollen, was volkswirtschaftlich ausgedrückt heißt, daß jede Krisis mit einer Kreditklemme beginnt. Aber wenn die Dinge so einfach liegen, so ist es doch sehr merkwürdig, daß die Krisen immer wiederkehren, und daß die Weltwirtschaft sich die feststehende Diagnose der Krankheit und die Kenntnis ihrer Ursachen nicht zunutze macht. Warum wird denn in ziemlich regelmäßigen Zeitabständen immer wieder zu viel geborgt und zu viel investiert? Warum wächst denn immer wieder die Produktion über die Möglichkeit des Absatzes hinaus? Sollte es nicht ein Leichtes sein, Angebot und Nachfrage dauernd in einem gesunden Verhältnis zueinander zu erhalten?

Im ersten Moment möchte man antworten: Aber gewiß ist das möglich. Es ist sogar das Natürliche. Man braucht sich ja nur den Prozeß der Umwandlung der Vermögensüberschüsse in werbende Anlagen klar zu machen, um einzusehen, daß die wirtschaftliche Maschinerie ohne jede Störung funktionieren muß, wenn man sie nicht mutwillig verdirbt. Das geringste Steigen der Nachfrage übersetzt sich in eine Steigerung des Preises und in einen Mehrgewinn des Produzenten oder Händlers. Das lockt sofort neues Kapital in den betreffenden Fabrikations- oder Handelszweig, denn das Kapital wendet sich bekanntlich stets dahin, wo es den größten Gewinn winken sieht. Dadurch hebt sich das Angebot auf die Höhe der Nachfrage, und das Gleichgewicht ist wieder hergestellt, ehe es ernstlich gestört worden ist. Weder die Einkommensverteilung noch die größere oder geringere Sparsamkeit einer Bevölkerung haben Einfluß auf diesen Ausgleich. Den produzierten Waren ist es vollkommen gleich, ob sie von der Arbeiter- oder Unternehmerklasse konsumiert werden. Bei größerer Kaufkraft des Arbeiters wendet sich das Kapital den Artikeln des Massenbedarfs zu, weil hier die Nachfrage überwiegt, im andern Falle den Luxusartikeln. Die soziale Frage spielt also hier nicht hinein. Und der Spartrieb ebensowenig. Wächst in einem gegebenen Moment die Neigung der Bevölkerung, ihr Kapital zu verschwenden, statt es zu vermehren, erhöht sich also der Konsum auf Kosten der Produktion, so liefert bei der geringsten Preissteigerung das Ausland entweder die Waren in natura, oder das Kapital, um diese Waren im Lande herzustellen. Auch in solchen extremen Fällen geht der Ausgleich schnell und sicher vor sich, und für eine Krisis bleibt kein Raum. So möchte man im ersten Moment argumentieren.

Aber sobald man erkennt, welche Rolle der internationale Warenaustausch und der internationale Kredit spielen, stockt man schon. Denn wird einer von beiden unterbunden oder erschwert, so ist es mit dem Ausgleich vorbei. Durch Zölle werden die fremden Waren, durch psychische oder politische Einflüsse die fremden Kapitalien an der Ausübung ihrer nivellierenden Funktionen gehindert. Vor allem aber ist es das Element des Kredits, das den Störenfried spielt. Der Kredit ermöglicht es den Kapitalien, sich zu großen Summen zusammenzuballen und Riesenunternehmungen zu finanzieren, die erst jahrelang nach ihrer Konzipierung fertiggestellt und produktionsfähig werden. Ein Bedürfnis, das heute entsteht, wird erst nach Jahren befriedigt; dann aber durch eine Massenproduktion, die das Bedürfnis weit übersteigt. Das unterscheidet unser Zeitalter, das Zeitalter der durch den Kredit auf die Spitze getriebenen kapitalistischen Produktionsweise, von früheren Epochen, in denen Bedarf und Angebot, Konsum und Produktion sich örtlich und zeitlich näher waren. Eine geringfügige Preissteigerung in einem beliebigen Artikel veranlaßte ehemals das Handwerk oder den kleinen Fabrikbetrieb, sich der Erzeugung dieses Artikels zuzuwenden. Binnen weniger Wochen war der Ausgleich da. Krisen waren eigentlich nur denkbar, wenn Mißernten eintraten, die damals, vor der Erschließung der amerikanischen Kornkammer, noch zur Hungersnot und absoluten Lähmung der Konsumkraft führen konnten. Solche Krisen sind heute nur noch im Falle mehrerer aufeinander folgenden Welt-Mißernten denkbar. Dafür haben wir heute die Kredit- und Produktionskrisen, die den auf seine Errungenschaften so stolzen Kulturmenschen deshalb moralisch niederdrücken, weil sie sich nicht auf natürliche Ursachen, sondern nur auf Fehler in unserem künstlichen Wirtschaftsaufbau zurückführen lassen.

Jeder Vermögenszuwachs steigert den Konsum. In einem Lande, das sich schnell bereichert, wie Deutschland, ist die Nachfrage normalerweise immer etwas größer als das Angebot, was sich äußerlich in einer permanenten Tendenz zur Preissteigerung kundgibt. Ließe sich das Angebot a tempo auf die Höhe der Nachfrage bringen, so wäre der Ausgleich da, ohne Erschütterung und Krise. Aber das geht nicht so schnell. Da müssen zunächst die Kapitalien bereitgestellt, es muß gebaut und investiert werden. Und bauen und investieren dauert einige Zeit, und heißt nichts anderes, als die Nachfrage zunächst noch vergrößern. Wer zum Beispiel dem gewachsenen Bedarf an Tuch genügen will, der kann das erst, nachdem er ein Gebäude errichtet, Maschinen gekauft und längere Zeit hindurch Arbeitskräfte beschäftigt hat. Um produzieren zu können, muß er also zunächst konsumieren. Sein Endziel ist die Vermehrung des Angebots in Tuch, deren natürliche, wenn auch ungewollte Wirkung eine Preisermäßigung wäre. Für den Moment aber trägt er dazu bei, die Preise der Baumaterialien, der Maschinen, der Kohle, des Garns und der Arbeitskraft nur noch mehr zu steigern. Daher die Tatsache, daß eine plötzliche Preissteigerung zunächst immer neue Preissteigerungen zur Folge hat. Eine Tatsache, die von den Regierungen leider viel zu wenig beachtet wird, sonst würden sie mit den preistreibenden Zollerhöhungen etwas vorsichtiger sein. Die lebhafte Tätigkeit der deutschen Industrie ist mit eine Folge der Schutzzollpolitik, durch die natürlich die in einem betriebsamen Lande mit einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von 900 000 Köpfen ohnehin bestehende Preissteigerungstendenz kräftig unterstrichen wird. Diese Preissteigerung auf der ganzen Linie ist das, was mit einer gewissen Einseitigkeit „Hochkonjunktur“ genannt wird, und was zur Investierung immer neuer Kapitalien reizt, die während einer kürzeren oder längeren Uebergangszeit, der „Bauperiode“, den Konsum und die Preise ins Ungemessene steigern.

Aber einmal kommt der Tag, an dem die Neuinvestitionen aus der Bauperiode heraus- und in das Stadium der Produktion treten. Jetzt werfen sie die Preise, die sie vorher selbst getrieben haben. Sie werfen die Preise aber nicht nur auf dem Gebiet ihrer eigenen Produktion; sie werfen sie auch auf jenen anderen Gebieten, auf denen sie bis dahin als Käufer aufgetreten sind, und denen sie jetzt, wo ihr Bedarf an Baumaterialien, Maschinen usw. gedeckt ist, ihre Kundschaft entziehen. Sie stiften also auch auf anderen Gebieten, vornehmlich auf dem Baumarkt und in den sogenannten „schweren Industrien“, Verwirrung. Daher setzt eine Krisis fast immer zuerst auf dem Baumarkt und bei den schweren Industrien ein, um von hier aus langsam weiterzufressen. Natürlich wäre es falsch, anzunehmen, daß sich dieser Prozeß mit militärischer Präzision vollzieht. „Die Industrie“ ist ein Sammelbegriff. Sie geht ihren Weg nicht in schnurgerader Richtlinie. Während in der einen Branche die Zahl der Neubauten und Vergrößerungen die Zahl der vollendeten und ins Produktionsstadium eingetretenen Betriebe noch übersteigt, halten sich vielleicht in einer anderen Branche beide Gattungen die Wage, stürzen sich in einer dritten vielleicht schon sämtliche Neubetriebe auf den Markt und erschüttern so die Preisgestaltung ihrer Erzeugnisse. Ja, es kann sogar vorkommen, daß eine Produktionskrisis

ausbricht, ehe noch die Uebererzeugung sichtbar ist. Nämlich dann, wenn aus beliebigen Gründen eine Kreditrestriktion Platz greift, und die Kapitalien sich der ferneren Investition in der Industrie entziehen. Dann kann die Krisis sich lokalisieren und etwa auf den Baumarkt oder die Maschinenbranche beschränken. Eine solche Kreditversagung hat auch diesmal den Anstoß zur Erschütterung der Konjunktur gegeben; aber erst in einem vorgerückten Stadium, nachdem auf den meisten Gebieten der Industrie enorm investiert und der Grundstein für die spätere Ueberproduktion bereits gelegt worden war. Es ist daher auch leider nicht zu erwarten, daß die Krise, mag sie nun jetzt oder erst später akut werden, sich auf einige wenige Gebiete beschränken wird.

Lassen sich Krisen vermeiden? Die Frage ähnelt jener anderen, ob sich die Kriege beseitigen lassen, ist aber leichter zu beantworten. Denn es hat stets Krisen gegeben, und es wird zum mindesten unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise stets welche geben müssen, da dieses Produktionssystem ja darauf beruht, einen künftigen, im voraus nicht meßbaren Bedarf zu befriedigen. Davon abgesehen gibt es auch gewisse elementare Größen, die sich der Kontinuität der wirtschaftlichen Entwicklung in den Weg stellen. Der Ausfall der Ernten, die Witterung, die Mode, Erfindungen und Entdeckungen greifen mehr oder weniger empfindlich in das Verhältnis von Angebot zu Nachfrage ein. Es dürfte also der Staatskunst nicht gelingen, die Krisen aus der Welt zu schaffen. Aber sie dürfte manches zu ihrer Milderung tun können. Krisen treten ceteris paribus stets da am verheerendsten auf, wo Schutzzölle eine Mauer um das Land ziehen und den internationalen Warenaustausch erschweren. Wohlgemerkt, nicht für die Dauer. Wenn alle Erwerbsverhältnisse im Lande sich erst einmal den Zollverhältnissen angepaßt haben und die Preise der maßgebenden Artikel annähernd auf Weltmarktshöhe plus Fracht und Zoll stehen, genügt ein geringer Mehrbedarf und eine kleine Steigerung der Preise, um die fremde Konkurrenzware zum Einfließen zu bringen und Preisausschreitungen zu verhindern. Aber es vergeht immer eine längere Zeit, ehe sich ein Land auf die erhöhten Zölle eingerichtet hat. Und die Zwischenzeit, also die Zeit der Anpassung, ist der allerbeste Nährboden für Krisen. Da gehen die Preise aller Waren sprunghaft in die Höhe und reizen das Kapital zur Investierung. Auch die durch hohe Lebensmittelzölle verteuerte Ware „Arbeitskraft“ steigt im Preise und wird konkurrenziert; nämlich durch arbeitssparende Maschinen, die eine Ueberproduktion auch auf dem Gebiete der mechanischen Kraft hervorrufen. Damit ist keineswegs gesagt, daß die letzten Zollerhöhungen unbedingt eine Krisis provozieren mußten. Sie haben nur einen empfänglichen Boden für sie geschaffen, indem sie den Anstoß zu der so verhängnisvollen Preissteigerung gegeben haben. Daß diese Steigerung zu offenbaren Ausschreitungen auf dem Gebiet der Kapitalinvestierung und namentlich zu einem Mißbrauch des sogenannten „kurzfristigen Kredits“ geführt hat, ist Schuld der Banken, die mit dem ihnen anvertrauten Volksvermögen ziemlich kritiklos operiert haben; ist aber auch Schuld der Reichsbank, die durch überreichliche Diskontierung industrieller Wechsel den „produktiven Konsum“ viel zu sehr hat in die Halme schießen lassen.

## Pariser Hochzeitsreise. Von Paul Stark (Paris).

— Karl, einen Kuß!

— Im letzten Betriebsjahre hat der Automobilexport Frankreichs um dreißig Millionen Franken gegen das Vorjahr zugenommen . . .

— Laß die Statistik und die Zeitung, Karl!

— Im selben Betriebsjah . . . im selben Jahre ist die Zahl der Geburten in Frankreich wieder um dreißig Tausend zurückgegangen. Die Fruchtbarkeit . . .

— Was geht Dich das an . . . Und überhaupt! Auf unserer Hochzeitsreise! Die Franzosen machen sich selbst die wenigsten schwarzen Gedanken . . .

— Ja, Du hast recht. Diesem Massenenthusiasmus auf diesem Monstre-Nachtfest kann sich niemand entziehen, inmitten zwanzig Tausend, die ins Grand-Palais kamen, um sich wohltätig zu amüsieren. Fanfaren und Trommeten von Kürassieren! Ohrenbetäubender Trommelschlag! Die tausend Musiker der Pariser Garnison künden feierlich das Nahen des republikanischen Hofes an, der aus den Elysäischen Feldern hereinzieht. Es ist der glorioseste napoleonische „Trommelwirbel von Austerlitz“ — das Programm sagt's —, unter dessen Donnerschlägen Kabinettschef Clemenceau — der Staatschef hat sich wegen Erkältung entschuldigen lassen — die rundlich-stattliche Madame Fallière zur Präsidententribüne führt.

— Dieser Höllenmarsch für die starken Ohren der Grenadiere des Kaisers bestimmt! Das zarte Fräulein Fallière, das am Arme eines Ministers folgt, scheint nicht übel Lust zu haben, sich gleich mir die Ohren zuzuhalten.

— Nun öffne aber gefälligst diese — Schatz! — und noch mehr die schönen Augen. Der Festzug, der äußerst lehrreiche „Entwicklungszug des Verkehrswesens durch alle Jahrhunderte“ beginnt. Dazu die entsprechende historische Musikbegleitung. Ganz im Anfang in Tierfelle gekleidete Urmenschen — pelztragende Automobilisten zum Beschluß. Ein Circulus vitiosus. Das ist Lateinisch und brauchst Du nicht zu verstehen.

— Da kommt Cleopatra . . .

— Das ist karthagisch und brauchst Du auch nicht zu verstehen: Salambo ist's, von ihren Sklavinnen getragen. Ich erkenne es an der Musik und an den Kostümen der Großen Oper. Der Zug ist von dieser, den anderen subventionierten Theatern und den großen Malerateliers zusammengestellt. Schüler und Modelle der Ecole des beaux arts sitzen als Könige und Königsliebchen in den Staatskarossen und Tragsesseln. Da ist das Vehikel, in dem Heinrich IV. ermordet wurde, dort die schwere Kalesche, die Ludwig XVI. auf seiner Flucht zum Verhängnis wurde. Beiden hätte das Automobil Thron und Leben gerettet!

— O, diese halbnackten Zigeunerinnen, die huckepack reiten, vorbei an der Frau Präsidentin, den Damen des republikanischen Hofes.

— Szenen von der Landstraße aus Scarrons „Roman comique“ — klassische Bilder, an deren romantisch-freier Wiedergabe das feine Kunstgefühl eines alten Kulturvolkes ohne falsche Prüderie Freude hat.

— Bei uns in Berlin wäre eine solche Darstellung vor Hof und Ministern nicht möglich.

— Auch nicht die etikettlose Begeisterung, womit der offizielle Teil des Festes abschließt. Es ist das Defilee der Autos, die bei der letzten großen Schau hier preisgekrönt worden sind. Jetzt wieder die Kanonenschläge! Gnade! Glorioser Trommelwirbel von Austerlitz! „Die Siege unserer Automobilindustrie sind unser neues Austerlitz, unser neues Jena,“ konnte man während der letzten großen Ausstellung in Pariser Blättern lesen. Nun — wir in Deutschland sind jedenfalls noch ziemlich weit davon entfernt, unsern Nachbarn auf dem Gebiete der neuen Industrie ein Sedan bieten zu können. Lassen sich doch dieselben Pariser Blätter mit Schadenfreude aus Berlin melden, daß behördlich Enqueten zur Untersuchung dieser Inferiorität angeordnet worden seien.

— Wir werden Versäumtes einholen, Männchen, arbeiten . . .

— Arbeiten können wir schon längst, Schatz! und besser als der Franzmann! — Müssen ihm nur noch das Amüsement abgucken! Die Chose, womit man so eine neue Industrie populariſiert! Dieses ganze Monstre-Nachtfest dient ja eigentlich nur einem wohltätigen Zwecke: das Auto beliebt und volkstümlich zu machen. Hat es der offizielle Teil auf angenehme Weise schon redlich getan, so tut es der gemütliche, der jetzt anhebt, in noch ausgedehnterem Maße. Hier von der Mittelgalerie wohnen wir einer Ballettvorstellung der Großen Oper bei und hören vom andern Ende der Riesenhalle die Sängerinnen der Komischen Oper. Dabei haben wir noch einen vorzüglichen Ausblick auf das Automobilturnier dicht unter uns, unter der Riesenkuppel. Und das Auto ist doch mal die Hauptsache bei dem Feste! Sieh jetzt die lustige Panne, die von den Clowns des Nouveau Cirque gemimt wird. So bringt man dem Auto die Lacher und Käufer auf die Seite.

— Ja, zwanglos geht es schon zu. Das Völkchen der Malerateliers hat den Tanz dort unten begonnen. Mit dem dicken Ludwig XIV. springt eine Chauffeuse trotz ihres schweren Pelzes leicht herum, und Marie Antoinette wird von einem Automobilbären im Kreise gedreht. Dazu eine Art Menuett von Hupentönen unterbrochen . . . im Galopp endend . . .

— Das ist wohl einer der neuen Tänze . . . Die „Cascadeuse“ oder der „Peking-Paris-Tanz“? Raffiniertes Rokoko, Wollust und Grazie, die sich mit der vierten Autogeschwindigkeit vermählen . . . Und das vornehme, führende Tout-Paris sieht schmunzelnd zu . . . wird in den Wirbel und Rausch mitgerissen . . .

— Karl, einen Kuß . . .

— Ja, das macht die Pariser Zauberluft! Diese mit den Traditionen der Jahrhunderte, mit dem Reichtum und dem Luxus können wir nicht in unsere Heimat hinüberbekommen, brauchen wir auch nicht. Haben wir doch selbst unsere Ueberlieferungen, Vorzüge und Tugenden und — ihre Fehler. Eins aber möchte ich nach Berlin zaubern —

— Und das wäre?

— Etwas wie ein Tout-Berlin . . .

— Wie dieses Tout-Paris?

— Ja, wie dieses Tout-Paris, das die Monstre-Kirmesse schuf, um das Auto zu fördern.

— Den Automobilfesten, Korsos und dergleichen fehlen in Berlin Boden und Beteiligung. Berlin ist eine Stadt der Arbeit.

— Sehr richtig — das heißt: nichts unrichtiger als diese gewohnte Generalisierung. Du weißt es jetzt, wie jeder, der längere Zeit hier geweilt, Paris ist nicht minder „Stadt der Arbeit als Berlin“. Ja, in einer Beziehung noch mehr. Denn in Paris arbeiten selbst der Luxus und das Amüsement, arbeitet

der vornehme Müßiggang: und das ist eben Tout-Paris. Wie ein solches Tout-Berlin zu schaffen wäre? Das gäbe einen lehrreichen Essay . . . woher der Mangel stammt . . . wie Mittel und Wege zu finden wären zur Rekrutierung dieser Arbeiterschaft des Amüsements . . . Da Du aber — wie ich sehe — das Souper schon bestellt hast, so möchte ich nur plaudern . . .

— Wie es eben beim Souper Tout-Paris so zwanglos um uns herum tut.

— Beim Scheine rosiger Kerzen . . . ganz leichthin — ohne schwerfällige Gedanken und Schlüsse — so recht nach der Art des ersten Essayisten. Que sais-je? frage ich mit Montaigne, was weiß ich? . . . Warum haben wir kein ausschlaggebendes, führendes Tout-Berlin? — Que sais-je? Auch nicht im Theaterleben? Was weiß ich? Vielleicht ist es so besser. Que sais-je? In Deutschland ist das Theater noch immer Erbauungsort, nicht bloß Unterhaltungsstätte . . . Sehe ich aber bei den Pariser Generalproben und Premieren die lange Reihe von Autos, die Toilettenpracht, ziehe ich die große Exportfähigkeit der französischen Bühnenkunst in Betracht, so lobe ich mir dieses Tout-Paris, dieses vornehm-müßiggängerische Tout-Paris, das all dies so emsig schafft und fördert . . . Ach, reich mir doch die Schüssel! . . . So lobe ich Tout-Paris und suche nach einem besonders bezeichnenden Eigenschaftswort . . .

— Es ist süß!

— Süß? Die Speise?

— Tout-Paris ist süß.

— Ja, es ist süß, Tout-Paris. Ihr Frauen findet doch gleich das richtige Wort. Na, sagen wir aber doch nur: nett.

— Sehr nett war aber Tout-Paris gestern im Theater de la Porte Saint-Martin. Das gibst Du doch zu?

— Wir hatten eben schon von allem Anfang das Hochgefühl, uns zu den achtzehnhundert Auserwählten zählen zu dürfen, die mit Tout-Paris der Generalprobe von Sardous „Affaire des Poisons" beiwohnten. Dazu noch unser bühnen- und sportkundiger Freund, der uns hinter die Kulissen von eben diesem Tout-Paris führte . . .

— Du spähetest in alle Logenverstecke . . .

— O, Du hast's wohl auch gemerkt: Tout-Paris ist eine freie Republik des Geistes. Da saßen ganz offen in einer Logenreihe: ein Ministerpräsident: Clemenceau; ein Kritiker: Mendès; ein Dichter: Richepin; eine Romanschriftstellerin: Marcelle Tinayre . . . Ob eine solche Erste-Rang-Liste für Berliner Premieren förderlich — vor allem aber möglich wäre? Que sais-je?

— In einem dichtverschlossenen Baignoir saß eine berühmte Sociétaire der Comédie française, von der man nur . . . den Automobilfabrikanten sah, der ihr das jüngste Sensations-Auto geliefert . . . Und dann: im Zwischenakte verschwandest Du auf zehn Minuten.

— Bitte, nur fünf Minuten. Bei Lebensgefahr drängte ich mich durch die schmale Bühnenpforte hinter die Kulissen. Da drückte ich dem greisen Hexenmeisterlein Sardou rasch und warm die Hand; sah, wie junge Schauspielerinnen den alten Coquelin abküßten; sah, wie ganz Paris huldigend an der Schneiderin der ersten Darstellerin, Madame Darty, vorbeizog. Ja, es ist eine Wonne, in Paris Modeschneiderin, Automobilfabrikant, großer Bühnenkünstler und selbst auch Dichter zu sein. Nun weiß ich's: Mag auch noch so viel Snobismus und Frivolität in diesem Milieu von Tout-Paris unterlaufen — ich glaube, in dieser Atmosphäre liegt neben industrieller auch ideelle Förderung. Ganz gewiß, wir könnten so eine Art Tout-Berlin brauchen — wenigstens in den Zwischenakten. Es paßte sicherlich zu dem „Festlichen Theater", das Ludwig Fulda wünscht. Und solche Stücke, wie das Sardousche „Affaire des Poisons", erst recht. Aber zunächst würde man eine derartige amüsante, geschichtliche Rekonstruktion — wie dieses Stück — in Berlin gar zu scharf unter die Lupe nehmen. Ueberhaupt, ich habe in Paris das Gefühl bekommen: wir nehmen im Theater alles zu scharf unter die Lupe und bringen zu wenig egoistische Lebensfreudigkeit dahin mit — und zu wenig Altruismus, der eben von dieser ausgelöst wird . . .

— Im zweiten Zwischenakte, was war das für eine herzliche, neidlose Huldigung für eine schöne und geistreiche Frau! Alles drängte sich in den Wandelgängen um Madame Colette Iver, von der es bekannt geworden war, daß man ihren Roman „Princesse de la Science" eben preisgekrönt hatte.

— Diese Szene wird mir auch lange im Gedächtnis haften bleiben, wie so Tout-Paris einer Vorkämpferin des Feminismus spontan huldigte. — Das könnte Euere deutsche Frauenbewegung brauchen! So etwas bringt dem Feminismus mehr Gewinn als alle Eure deutschen Frauentage! Freilich, Madame Iver trug gleich den anderen Vertreterinnen der literarischen Weiblichkeit von Tout-Paris eine reizende Robe — und all diese tapferen Vorkämpferinnen der Frauenbewegung redeten keine Reden, sondern plauderten, plauderten allerliebst! Immer wieder komme ich darauf: Wie sind doch diese Pariser Zwischenakte champagnersprudelnd! Wie könnte man mit

einem Tout-Berlin die Bierschwere von den unserigen nehmen?! Wie man das macht? Que sais-je? Que sais-je? Was weiß ich? frage ich wieder zum Schluß mit Montaigne. Bismarck hatte freilich schon lange die Antwort darauf: die Flasche Wein, die erst jeder Deutsche ins Blut bekommen müßte.

— Die haben wir jetzt, Männchen. Laß uns aufbrechen! Hier liegt schon die Rechnung. Das Souper für die Person kostet einen Schilling?

— Es ist ein Souper der englisch-französischen Entente cordiale, wie es jetzt in vielen Pariser Nachtlokalen Mode ist.

— Ah, also wir Deutsche sind hier noch nicht so beliebt, daß man auch uns in unserer eigenen Währung das Geld abknöpfen würde.

— Wir geben auch nicht so viel aus wie die Engländer. Und dann: unsere für Frankreich besonders beängstigende Bevölkerungszunahme . . .

— Ja, diese Superiorität war auch die einzige, die unser französischer Freund von gestern anerkannte. Ja, richtig . . . wie ging Euer Streit aus?

— O, nichts für . . .

— Du machst mich neugierig.

— Muß ich's Dir sagen? Also: unser Freund, der selbst Automobilfabrikant ist, strich noch weiter die Vorzüge der französischen Motorindustrie heraus. Im Zeitalter der Technik — sagte er — komme es nicht auf die Menschenmasse an, und zwei lenkbare Luftballons ersetzten füglich ein Armeekorps. Ja, wie die „Patrie" — wendete ich ein. — Da begehrte er auf und . . .

— Na, und?

— Muß ich's Dir sagen?

— Karl, Du machst mich nun aber wirklich neugierig!

— Mein Partner rief aber zornig: Spätestens über ein Jahr ladet Sie unsere Firma zur Taufe eines tadellosen Dirigeable ein. Werden Sie dann endlich die Ueberlegenheit von uns Franzosen einsehen?! — Ich ganz ruhig darauf: Spätestens über ein Jahr lade ich Sie zur Taufe — meines Erstgeborenen — das ist sicherer — und darin haben wir Deutsche eine Superiorität, die Sie selbst schon heute anerkennen.

— Aber Karl! — Einen Kuß! — Und komm schnell!

## Notizen.

**Druckfehlerberichtigung!** In der Harden-Glosse Karl Henckells befand sich ein sinnverstellender Druckfehler, der hiermit berichtigt sei. Statt „Selbstlosigkeit" mußte es „Selbständigkeit" heißen. Die Redaktion.

---

Da der neue Umschlag unserer Wochenschrift nicht rechtzeitig fertiggestellt werden konnte, wird er erst von Nr. 2 an zur Verwendung gelangen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feßl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co, Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W 57, Bülowstraße 66.

**Neujahr an der Riviera und Karneval in Eis und Schnee,** nennen sich zwei Gesellschaftsreisen, die voraussichtlich bei Interessenten sehr viel Anklang finden werden. Diese Gesellschaftsreisen werden veranstaltet vom Reise- und Verkehrsbureau des Kaufhaus des Westens, G. m. b. H., woselbst Spezialprogramme zu erhalten sind.

Die **Deutsche Bank** veröffentlicht in der heutigen Nummer unseres Blattes das Verzeichnis ihrer Depositenkasse in Berlin und Vororten mit dem Hinweis, daß die Bureaux der Depositenkasse A vom 23. d. M. ab sich in dem neuen Bankgebäude Mauerstr. 25/28 befinden.

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage der Firma **Fr. Wilh. Grunow in Leipzig** bei, auf die wir besonders hinweisen.

**Anastatische Neudrucke** seltener Werke.
GESCHICHTE D. KGL. DEUTSCHEN LEGION 1803—16 v. Beamish. 2 Bde. 2. Aufl. 06. 1285 Seit. Mit 18 Taf. kolor. Militärtracht., Plän. etc. Vornehm ausgestattet 30 M., 2 Hfzbde. 34 M.
DENKMAL D. BREMISCH-VERDISCHEN RITTERSCHAFT v. L. Mushard. Folio. 573 Seit. m. 121 Wappenabb., Initialen, Stammtaf. etc. Bremen 1708. (200 numer. Exple.) 50 M., Antik geb. 55 M.
DIE RELIGION DES BUDDHA u. ihre Entstehung. Von C. Fr. Koeppen. 2 Bde 2. Aufl. 027 Seit. 06. 20 M., geb. 24 M.
AST, FR., LEXICON PLATONICUM. 3 vols. 1974 Seit. 2. Aufl. 08. 30 M., 3 Hfzbde. 37.50 M.
LASSALLE, FERD., D. PHILOSOPHIE HERAKLEITOS D. DUNKLEN V EPHESUS. 2 Bde. Orig.-Ausg. 26 M.
APPAYYADIKSITA'S MERKSPRÜCHE AUS D. KUVALAYANANDA, e. indisch. Kompendium d. Redefiguren, a. d. Sanskr. v. R. Schmidt. 1907. 6 M.
Ausführl. Verzeichn. gratis u. franko. Verlagsanerb. erw.
**Herm. Barsdorf Verlag,** Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

# AUSSTELLUNG

**PROF. SCHULTZE-NAUMBURG**

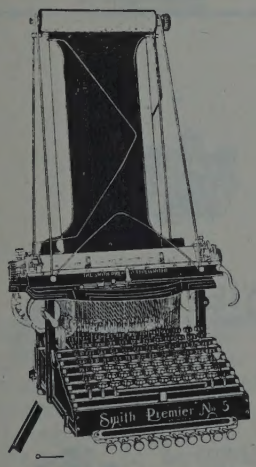
Völlig eingerichtete Wohnräume

**Saalecker Werkstätten G. m. b. H.**

**Zweigniederlassung Berlin**

(Victoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke)

:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: :: ::




**Zeit ist Geld!**

Wie beides gespart werden kann, lehrt auf das glänzendste unsere neue

## Formular-Schreibmaschine „Smith Premier"

Besondere Vorrichtungen an derselben ermöglichen es, alle Arten Formulare, Einzel-Rechnungen, Monats-Rechnungen, Konto-Auszüge in allerkürzester Zeit zu stellen.

Unentbehrlich für kaufmännische und Eisenbahnbureaux, Banken, Behörden etc.

Prospekte gratis und franko von:

**Smith Premier Typewriter Co., Berlin W. 8, Friedrichstr. 62.**

**Werkstätten für Handwerkskunst**

**Otto Erdmann junior**

**Hoflieferant Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preussen.**

**Berlin SW 61, Tempelhoferufer 21**

# Inhalt


| | | Seite |
|---|---|---|
| Karl Schnitzler | | 39 |
| Karl Scheffler | Epilog | 43 |
| Camille Pelletan | Ein neues Wahlverfahren | 47 |
| Georg Simmel | Der Mensch als Feind | 55 |
| Carl Hauptmann | Graf Michael (Fortsetzung) | 60 |
| Bruno Buchwald | Preußens Anleihe | 68 |
| §§§ | Musik | 70 |
| | Randbemerkungen: | |
| Eduard Graf Keyserling | Zur Rundfrage über Maximilian Harden | 72 |
| Eduard Goldbeck | Sind wir gesund? | 72 |
| Richard Schaukal | Frank Wedekind und das Problem des Theaters | 74 |



Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.